DAS III. REICH II. WELTKRIEG

ZEITGESCHEHEN IN WORT, BILD UND TON

NR. 26

London brennt

Johannes Steinhoff erinnert sich

Könige flüchten

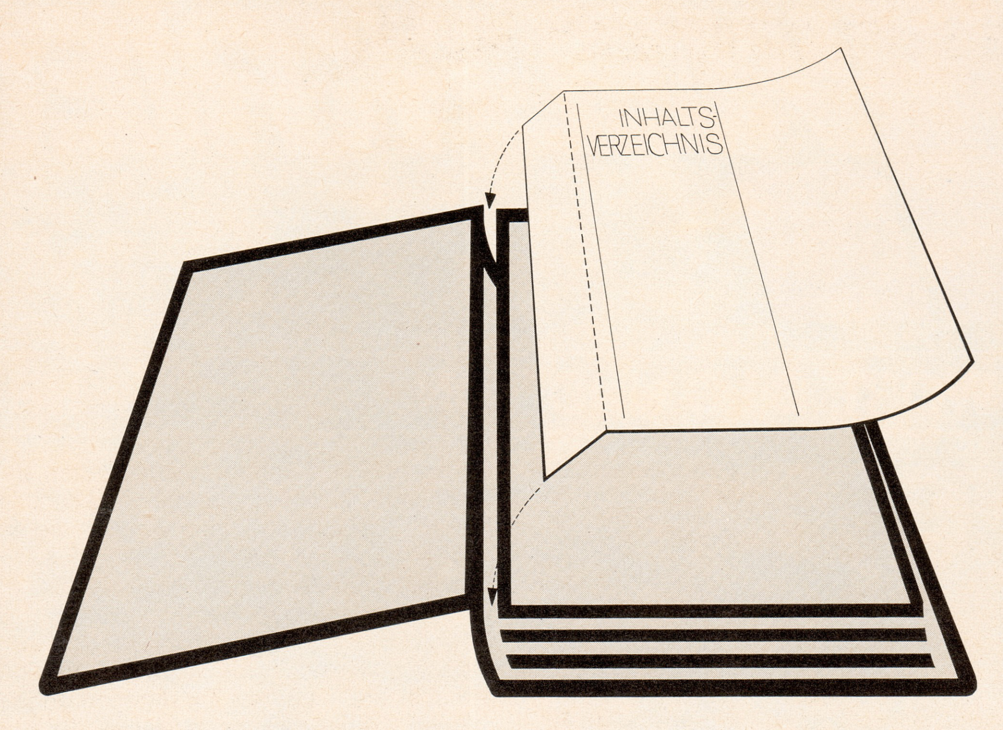
Schlacht um England

Duell der Adler



Mit Wertmarke für Dokumentar-Schallplatte

DM 3,–/öS 25,–/sfr 3,80
Einschl. Anteil für Dokumentar-Schallplatte



Lieber Leser,

mit dem vorliegenden Heft 26 ist nunmehr auch der 2. Band der 4teiligen Gesamtausgabe „Das Dritte Reich" abgeschlossen. Das Inhaltsverzeichnis auf den hinteren Umschlagseiten dieses Heftes gibt Ihnen eine nach Sachgruppen gegliederte Zusammenfassung der bisher erschienenen Beiträge.
Sie können es als Vorsatzblatt in Ihren Sammelordner einfügen, indem Sie die Seite an nebenstehender Schnittkante abtrennen und dann vorsichtig aus der Drahtheftung ziehen. Die dabei freigelegte Lasche links vom Falz wird dazu nach hinten geknickt und in den Bund des Sammelordners geschoben (vgl. Zeichnung).
Mit dem Heft 26 ist gleichzeitig die zweite Langspielplatte mit ergänzenden Original-Tonaufnahmen erschienen, die Sie, lieber Leser, für die Gutscheine erhalten, die sich in den letzten 13 Heften auf dieser Seite befanden.
Kleben Sie sie bitte in lückenloser Zahlenfolge auf die grüne Sammel-Karte, die früheren Heften beilag. Geben Sie die Karte dann Ihrem Zeitschriften-Händler, der Ihnen die Platte besorgen wird.
Mit ihr nehmen Sie, bei einer Spieldauer von mehr als 55 Minuten, an den erregendsten Ereignissen der Jahre von 1938 bis 1940 teil. Erleben Sie live, wie es damals war.

INHALT

 = Textstellen, die durch Tonaufzeichnungen ergänzt werden

Zu unserem Titelbild:

Adolf Galland (Mitte) und Werner Mölders (rechts), die populärsten Fliegerasse des Zweiten Weltkriegs, wurden während der Schlacht um England mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet. Damals beginnende Spannungen in der Luftwaffenführung, führten ein Jahr später zum Selbstmord von Ernst Udet (links)



Die Sammeldokumentation DAS DRITTE REICH erscheint 14täglich in der John Jahr Verlag KG, 2000 Hamburg 1, Burchardstraße 14, Telefon: (040) 32 22 51.

Chefredakteur: Dr. Christian Zentner; Stellvertreter: W. Fischer; Redakteure: Reinhard Barth, Friedemann Bedürftig, Jochen Grossmann, Rolf Steinberg (verantwortlich für Jahrgang); Sonderkorrespondent: Jochen R. Klicker; Layout: Johannes Dönges, Jörg E. Holsten; Herstellung: Gerhard Lanz; Vertriebsleitung: Peter Lüdemann; Vertrieb: DPV (Deutscher Pressevertrieb), Tel. (040) 24 19 16; Objektleitung: Hans-Peter Dietze; Satz / Schwarz-Weiß-Lithographie: Lichtsatz Centrum Hamburg; Lithographie: Brillant Offset GmbH & Co., Hamburg; Druck: Industriedruck AG, Essen.

Bildquellennachweis: Archiv: 531, 534, 536(2), 537(2), 542, 546(2), 555, 559, 560(3), 561(2), 562, 563(2), 566, 569, 570(2), 571, 572(2); Bundesarchiv: 545, 547(4), 557; Klein: 571, 572; Orbis: 552/53; Pullja: 550, 551; Staatsbibliothek Berlin: U1, 538. 539, 571; Süddeutscher Verlag: 540/41(4), 547, 549, 550, 555(2), 556(2), 564/65; Ullstein: 554, 557, 562, 568, 570; Zentner: 532/33; Zeichnung: Erichsen

Umschlagseiten vorsichtig aus der Drahtheftung ziehen; zum Sammeln der letzten Umschlagseite hier abtrennen



Mehr eine asiatische als eine europäische Macht!



Eine Händlernation hält die Welt in ihren Krallen – Titelbild des NS-Zigaretten-albums „Raubstaat England". Im kolonialen Wettrennen zu spät gestartet und nach dem Ersten Weltkrieg auch noch seiner geringen überseeischen Besitzungen beraubt, fiel es Deutschland nicht schwer, den Kolonialismus Englands anzuprangern

Sire, lassen wir in Gottes Namen von unseren Versuchen ab, uns auf dem europäischen Festland festzusetzen. England allein und für sich ist ein gehöriges, wohlbegründetes Reich. Wenn wir uns aber ausdehnen wollen, dann möge es in der Richtung geschehen, in der wir dazu imstand sind und zu welcher die ewige Vorsehung uns bestimmt hat – nämlich über das Meer.'' In diese Worte faßte ein Minister des berüchtigten Königs Heinrich VIII. den Beginn eines neuen Zeitalters für das Inselreich – vor über 450 Jahren!

Diese Epoche britischer Geschichte ist erst in unseren Jahrzehnten zu Ende gegangen. Auf seinem Höhepunkt umfaßte das moderne britische Kolonialreich (1933) über 31,6 Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von fast 502 Millionen Menschen – was damals nahezu ein Viertel der Menschheit war. Von seinem Werdegang her und den daraus entstandenen unterschiedlichen Strukturen bestand das britische Empire eigentlich aus mehreren Reichen.

Wie unterschiedlich diese Reiche waren, erwies sich spätestens in der Zeit der Dekolonialisierung: Die Siedlerländer, von Anfang an nach den Grundsätzen einer parlamentarischen Selbstverwaltung aufgebaut, gewannen ihre Unabhängigkeit verhältnismäßig reibungslos, gingen bruchlos in das ,,British Commonwealth of Nations'' über und blieben kulturell, wirtschaftlich und dem Nationalcharakter nach ,,britisch''.

Das indische Reich war von den Engländern geeint und hervorragend erschlossen worden, ohne daß die Kolonialherren die Grundlagen der indischen Gesellschaftsordnung (Religionen und Kastensystem) antasteten. Erst die indische Nationalbewegung Ende des 19. Jahrhunderts erschütterte die beiden Säulen britischer Herrschaft in Indien: die stillschweigende Zustimmung und Ergebung der Beherrschten unter ihre Herrscher sowie die vielfältige Zusammenarbeit der Fürsten mit der Besatzungsmacht.

Am schwierigsten hatten es die Kronkolonien mit der Unabhängigkeit. Sie waren ausschließlich unter wirtschaftlichen Interessen der Briten erworben und dann in eine „Freiheit'' entlassen worden, die an der einseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Mutterland kaum etwas zu ändern vermochte.

Adolf Hitler hatte offensichtlich wenig von diesem Weltreich vor Augen, als er sich anschickte, nach den Blitzkriegen gegen Polen, Dänemark und Norwegen, die Benelux-Staaten und Frankreich das Landungsunternehmen gegen die Insel jenseits des Kanals vorzubereiten. Er starrte gebannt auf die weißen Kreidefelsen an der Kanalküste und die Welthauptstadt London; also nur auf die Spitze eines Eisberges, der immer noch das „British-Commonwealth of Nations'' hieß und das sich (mit Ausnahme Irlands und Südafrikas) insgesamt im Kriegszustand mit dem Deutschen Reich sah. Offensichtlich unterschätzte Hitler den kühnen Satz Churchills, der angekündigt hatte, das britische Weltreich notfalls sogar von Kanada aus zu verteidigen. Auch während der Luftschlacht um England und der Planung des Unternehmens ,,Seelöwe'' führte Hitler immer noch einen europäischen Krieg um die Vorherrschaft in Europa.

Aber England hatte sich längst immer mehr von seiner europäischen Ausgangsbasis hinweg entwickelt. Kontinentale Interessen hatte es nur da, wo es mögliche Konkurrenten seiner Weltmachtstellung witterte. Und so war dann auch britische Politik gegenüber dem europäischen Kontinent bis weit ins 20. Jahrhundert hinein lediglich orientiert am Prinzip des ,,Balance of Power'', der Aufrechterhaltung des Machtgleichgewichtes zwischen den Festlandsstaaten. Bereits 1866 hatte der damalige Premier, Benjamin Disraeli, dem Unterhaus dazu verkündet: ,,England ist hinausgewachsen über den europäischen Kontinent. Seine Stellung ist nicht mehr die einer bloß europäischen Macht, sondern England ist die Metropole eines großen maritimen Weltreichs. England ist tatsächlich mehr eine asiatische als eine europäische Macht.''

Diese Macht war nicht zu schlagen.

J. R. K.

Sie flogen gegen England: Bomber (unser Bild: He 111), Aufklärer, Jäger und Zerstörer. 4278 Mann ihrer Besatzungen fielen, gerieten in Gefangenschaft oder sind vermißt. 2265 Flugzeuge gingen verloren

SCHLACHT UM ENGLAND

Fehlplanung und Führungsfehler ließen die Luftschlacht um England verloren gehen. Erich Winhold erzählt die Geschichte jener Kriegsphase, in der der Mythos von der Unbesiegbarkeit der Deutschen angeschlagen wurde.

Kriegshafen I. Ordnung

Kriegshafen II. Ordnung

Werften, auf denen sich Kriegsschiffe im Bau befinden

Hafenplatz 1. Ordnung

Divisionen (Standorte)

Tankgruppen (Mineralöl)

Flugzeugindustrie

Getreidesilos und Mühlen

Rohstoff- und Grundstoffindustrie, Eisenbergbau, Stahl- und Aluminiumwerke

Rüstungsindustrie einschließlich chemischer Treibstoffe

Kohlengebiete

Eisenvorkommen

Von September 1940 an richteten sich die deutschen Luftangriffe gegen englische Städte und Industrieanlagen. Hitler hoffte, dadurch und mit dem Zufuhrkrieg der Kriegsmarine das britische Wirtschaftspotential zerstören zu können. Außerdem glaubte er, die Moral der Zivilbevölkerung werde unter dem Bombardement zusammenbrechen. Diese Rechnung ging nicht auf. Originalkarte aus „Signal"

Gefallener Pilot gefunden

London, 10. Dezember (Reuter) 1974
Dreieinhalb Jahrzehnte nach seinem Absturz über England ist der ehemalige deutsche Luftwaffen-Unteroffizier Richard Riedel gefunden und offiziell für tot erklärt worden. Ein Leichbeschauer in der englischen Stadt Ashford stellte am Montag fest, der damals 21jährige sei im Kriegseinsatz gefallen.
Riedel war nach einem Einsatz über England am 17. November 1940 als vermißt gemeldet worden. Seine sterblichen Überreste waren am 30. November in den Trümmern seines Messerschmitt-Jägers in einem Acker in der Grafschaft Kent gefunden worden. Riedel soll auf dem Soldatenfriedhof Cannock Chase beigesetzt werden.

Für Oberst Fink, Kommodore des Kampfgeschwaders 2, fängt die große Luftoffensive gegen England, die den Decknamen „Adlertag" trägt, enttäuschend an. Irritiert schaut er durch die Frontscheibe seiner Do 17, mit der er um 5.30 Uhr in Arras gestartet ist, um mit seinem Verband den englischen Flugplatz Eastchurch anzugreifen. Über Cap Blanc Nez hält er Ausschau nach dem Jägerverband, der ihm Geleitschutz geben soll. Vergeblich. Stattdessen tauchen vor der Spitze des geschlossen fliegenden Bomberverbandes einige Maschinen der Zerstörergruppe des Oberstleutnants Huth auf. Die Flugzeuge vom Typ Me 110 vollführen sonderbare Turnübungen am Himmel. Sie halten auf Fink zu, stellen sich auf den Kopf, ziehen hoch und fliegen wieder auf Fink zu. Sie wollen ihm klar machen, daß der Angriff abgeblasen ist, aber das kommt bei Fink nicht an. Sprechfunkverkehr zwischen den verschiedenen Verbänden gibt es nicht. Fink ahnt auch nicht, daß sein Funkgerät ausgefallen ist und er deshalb nicht von der Luftflotte erreicht wird. Ein Funker seiner 2. Staffel empfängt zwar Kesselrings Funkspruch, aber der Bordfunker hat eine schwere Grippe und versteht den Befehl nicht richtig. Das KG 2 fliegt weiter. Der Flughafen Eastchurch wird erfolgreich bombardiert. Erst im Abflug werden die deutschen Maschinen von britischen Jägern gestellt, und da helfen – eigene Jäger sind nicht da – die Wolken. Mit 51 von den 55 gestarteten Maschinen kehrt das KG 2 zu seinem Einsatzflughafen zurück. Hier erfährt Fink, daß er sozusagen allein die bis zum Mittag vertagte große Luftschlacht gegen England eröffnet hat. Der lange vorbereitete „Adlertag" hat mit einer Panne begonnen.
Fast zwei Monate hatte sich die Luftwaffe Zeit gelassen, ihre Bodenorganisation auszubauen, die Verbände aufzufüllen und riesige Munitions- und Treibstoffvorräte anzulegen.
Es war eine eindrucksvolle Streitmacht, die nun bereitstand: Die drei beteiligten Luftflotten verfügten über 998 einsatzbereite Bomber der Typen Do 17, He 111 und Ju 88, 316 Stukas Ju 87, 702 Jäger Me 109 und 261 Zerstörer Me 110, dazu 78 Aufklärer – also insgesamt 2355 Maschinen. Die Zerstörer durfte man allerdings eigentlich nicht mitrechnen. Dieser Flugzeugtyp, als Langstreckenjäger zum Schutz weitfliegender Bomber gedacht, hatte sich schon während des sogenannten „Kanalkampfes" als eine herbe Enttäuschung für die Luftwaffe erwiesen. Die Maschine hatte zwar nach vorn eine enorme Feuerkraft – zwei Kanonen und vier MG starr im Rumpfbug eingebaut –, nach hinten aber konnte sie sich nur mit einem beweglichen 7,9-mm-MG verteidigen, und damit war herzlich wenig auszurichten, zumal die Me 110 sowohl langsamer als auch weniger wendig war als der schwächere britische Jägertyp, die Hurricane. Um diese Schwäche auszugleichen, hatten die Piloten bald eine ebenso simple wie wirksame Taktik entwickelt: den „Abwehrkreis". Sobald ein Verband Me 110 angegriffen wurde, formierten sich die Zerstörer blitzschnell zu einer Art Riesenrad am Himmel; wie Zirkuspferde in der Arena, so flogen sie hintereinander im Kreis herum. In dieser Formation, in der jeder mit den sechs Maschinenwaffen im Bug die gefährdete Rückseite des Vordermannes deckte, konnte ihnen nicht viel passieren.
Eine im Abwehrkreis fliegende Me 110-Formation schützte allerdings ausschließlich sich selbst. Für Luftkampf und Bomberbegleitschutz fiel sie aus. Das bedeutete eine drastische Begrenzung der taktischen Reichweite der deutschen Bomber: Sie waren allein auf den Schutz der Me 109 angewiesen, die maximal nur 105 Minuten in der Luft bleiben konnte.

„Adlertag"

Immerhin, mit über 700 Me 109 fühlte sich die Luftwaffe dem britischen „Fighter Command" deutlich überlegen, zumal die britischen Jagdgeschwader noch überwiegend mit Hurricanes ausgerüstet waren, deren Flugleistungen nicht an die der Me 109 heranreichten. Die der Me 109 annähernd gleichwertige Spitfire war erst in geringer Stückzahl (ca. 150) vorhanden.
So sah man mit beträchtlicher Zuversicht dem „Adlertag" entgegen. Daß er dann doch nicht wurde, was man sich davon versprochen hatte, lag am Wetter. Mindestens drei aufeinanderfolgende Tage guten Angriffswetters brauchte die Luftwaffe, um mit „geballter Kraft" und in „rollendem Einsatz" loszuschlagen, doch das Wetter schien mit dem Gegner verbündet. Dreimal schon war der „Adlertag" verschoben worden, als endlich ein Azorenhoch ab 13. August das benötigte Wetter heranzubringen schien. Der Großangriff wurde für den Morgen dieses Tages befohlen – doch als es dämmerte, blickten die startbereiten Besatzungen der größten Luftarmada ihrer Zeit abermals in einen wolkenverhangenen Himmel.
Es gibt einiges Hin und Her, bis der Oberbefehlshaber, Reichsmarschall Göring, schließlich entscheidet, den Beginn des Angriffs auf den Nachmittag zu verschieben. Doch die Befehlsübermittlung funktioniert nicht so recht: Als die Halt-Order auf den Feldflughäfen in Holland, Belgien und Nordfrankreich eintrifft, sind einige Verbände bereits in der Luft und es gelingt nicht, sie alle zurückzuholen.

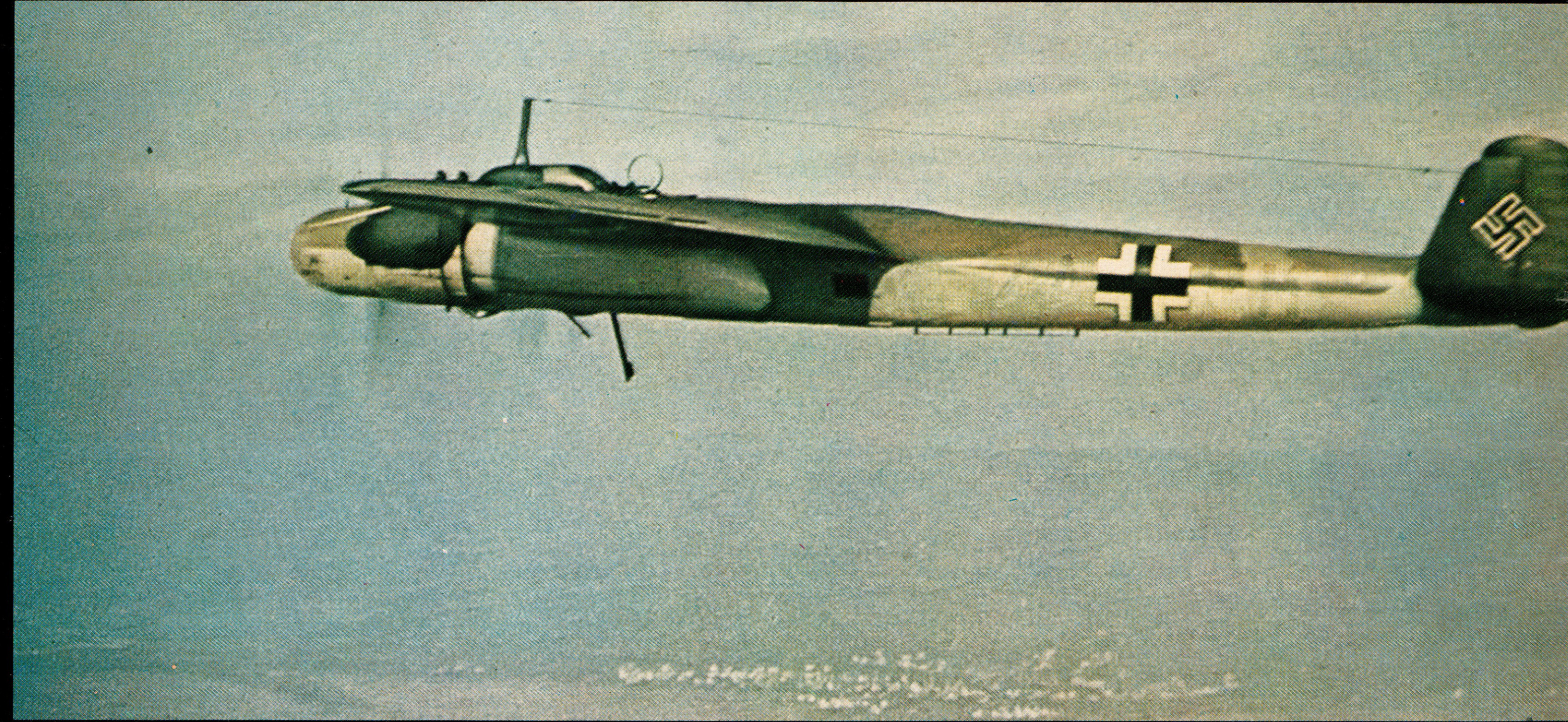
Einzelaktionen

Am Nachmittag ist das Wetter auch nicht viel besser, und so zerfällt der so sorgfältig vorbereitete Angriff in eine Anzahl mehr oder minder erfolgreicher Einzelaktionen. Knapp 500 Bomber- und rund 1000 Jäger- und Zerstörer-Einsätze zählt man am Abend, neun britische Flugplätze wurden angegriffen, fünf davon glaubt man unbrauchbar gemacht zu haben, bei einem Verlust von 34 Maschinen. In den Luftflottenführungsstäben ist man mit dieser Bilanz einigermaßen zufrieden, doch der „große Schlag" war das noch nicht.
Während die Luftwaffe auf besseres Wetter wartet, um endlich alle Verbände gleichzeitig einsetzen zu können, atmen auf der anderen Seite des Kanals die Engländer auf. Zwar sind zwei Jägerflugplätze bös demoliert und fallen für einige Zeit aus, man hat 13 Hurricanes und Spitfires verloren, aber das ist zu verkraften. Wenn es schlimmer nicht kommt . . .
Doch es kommt schlimmer. Zwar ist der nächste Tag, der 14. August, wieder wolkig, die Luftwaffe fliegt nur Angriffe mit kleineren Bomberverbänden, aber am 15. August paßt dann das Wetter, und der erste wirklich konzentrierte Angriff beginnt. Erstmals ist auch die in Norwegen und Dänemark stationierte Luftflotte 5 beteiligt. Ihre Kampfgeschwader haben einen weiten Anmarschweg über die Nordsee und praktisch keinen Jagdschutz – die mitfliegenden Me 110 sind ja keiner.
Die über 200 anfliegenden deutschen Maschinen – He 111, Ju 88 und Me 110 – werden noch über der Nordsee vom britischen Radar geortet, allerdings wird die Stärke des Verbandes nicht richtig erkannt, und so wird der Verband nur von zwei britischen Jagdstaffeln angegriffen. Doch das langt schon: die Me 110 bilden sofort ihren Abwehrkreis, die Ju 88 machen es vorsichtshalber genauso – und schon ist der Verband zersprengt. Zwar bleiben auf diese Weise die Verluste gering, aber die vorgesehenen Ziele an den Flußmündungen von Tyne und Tees ▷



Eine Stuka-Kette (Ju 87) über Südost-England (rechts)

Der „fliegende Bleistift", die Do 17, wurde als Bomber oder Fernaufklärer (unser Bild) über England eingesetzt (unten)



Dem Zerstörer Me 110 (oben) fiel der Geleitschutz für die Bomberverbände zu. Die Reichweite der Me 109 reichte hierfür nicht aus. Als Fernaufklärer erwies sich der Zerstörer jedoch als zu langsam und den britischen Jägern unterlegen. Er war mit seiner eigenen Verteidigung vollauf beschäftigt. Die Bomber konnte er nicht ausreichend schützen



Ein Gegner, der ernst genommen wurde, die Spitfire Der Me 109 war sie ebenbürtig, in großer Höhe sogar überlegen. Die Maschine (links) trägt das Emblem der polnischen RAF-Squadron

werden nicht erreicht, die meisten der Bomber müssen ihre Last blind, im Notwurf, in die Gegend abladen. Viel Schaden richten sie dabei nicht an. Acht Bomber und sieben Me 110 gehen verloren – kein gravierender Verlust, aber zuviel angesichts des geringen Erfolges.
Hier zeigt sich deutlich, daß die Luftwaffe für derartige Fernangriffe nicht gerüstet ist; es fehlt eben sowohl ein selbst stark bewaffneter Fernbomber als auch ein kampftüchtiger Langstreckenjäger. Dieser Versuch am 15. August blieb denn auch der einzige seiner Art, man sah ein, daß es so keinen Sinn hatte.
Weiter südlich sah es anders aus. Bomberwelle auf Bomberwelle, alle mit Me 109 Jagdschutz, flogen die britischen Jagdflughäfen in Kent, Sussex und rund um London an, so viele Wellen und in so geringem zeitlichen Abstand, daß das Fighter Command jedem einzelnen Angriff nur schwache eigene Kräfte entgegenschikken konnte.

Deprimierender Anblick

Al Deere, ein Jagdpilot von der 54. Staffel der 11. Group (Geschwader), schildert einen Angriff auf den Jagdflugplatz Lympne, der von Stukas geflogen wurde, so: ,,Es war ein eindrucksvoller, aber auch deprimierender Anblick, wie die Stukas in tadelloser Staffelformation über den Platz brausten und sich dann, einer nach dem anderen, auf das Ziel stürzten. Unsere paar Spitfires änderten an dem Bild nur wenig, im Wirrwarr der vielen Me 109 waren sie praktisch verloren.''
Die ,,vielen Me 109'', das war in diesem Falle die Hälfte des Jagdgeschwaders 26, in dem Adolf Galland damals die III. Gruppe führte. Sie flogen Begleitschutz für die Stukas, ohne dabei zunächst zum Schuß zu kommen. Erst als die Stukas unbehelligt abgeflogen waren, entdeckt Galland, der seine Gruppe in 4500 m Höhe gesammelt hatte, tief unter sich eine Spitfire-Staffel, die sich hochschraubte. Aus der Sonne kommend stürzte sich Gallands Gruppe auf die Spitfires, zwei gingen gleich darauf mit Rauchfahnen zu Boden, die anderen suchten das Weite.
So oder so ähnlich sah es an diesem Tage überall aus: meistens überlegene Angriffsformationen der Luftwaffe, die praktisch alle Stützpunkte des Fighter Command sowie Flugzeugwerke bombardierten; verzweifelt dagegen ankämpfende, meistens zu schwache britische Jagdeinheiten.
Fast 2000 Einsätze flog die Luftwaffe an diesem 15. August. Die britischen Verteidiger rühmten sich am Abend, mindestens 182 deutsche Flugzeuge abgeschossen zu haben, wahrscheinlich sogar 235. Das war gewaltig übertrieben, wenn auch nicht unbedingt absichtlich, in dem wüsten Wirrwarr des massierten Angriffs war es schon möglich, daß Abschüsse doppelt und dreifach gezählt wurden.
Tatsächlich verlor die Luftwaffe an diesem Tag 66 Maschinen, überwiegend Bomber, während das Fighter Command 44 Jäger im Luftkampf verlor und mindestens weitere 20 durch Zerstörung am Boden einbüßte.
Dieser erste echte ,,Großangriffs''-Tag wurde vom Luftwaffen-Oberbefehlshaber und von den Luftflottenchefs nicht in Frontnähe, sondern auf Görings protzigem Landsitz Karinhall in der Romintener Heide verbracht. Man beriet über taktische Probleme. Denn die Bomberverluste der ersten Tage waren zwar nicht bedrohlich, aber doch höher, als man erwartet hatte. Die Ursache sah man in der noch unzureichenden Begleitschutz-Taktik.
Die Situation war in der Tat verzwickt. Ließ man die Begleitschutz-Jäger nur in loser Verbindung mit dem Bomberverband hoch darüber ,,frei jagen'', so ergab das zwar die bessere Möglichkeit zum Luftkampf mit Angreifern, andererseits ergab sich für den Gegner die Chance, etwa mit einer Gruppe die Jäger in Luftkämpfe zu verwickeln und sich unterdes mit einer zweiten Gruppe an die Bomber heranzumachen.
Dagegen gab es nur ein Mittel: die Jäger in unmittelbarer Nähe des Bomberverbandes fliegen zu lassen. Aber ein mit gedrosseltem Motor an den Bombern klebender Jäger ist nur noch die Hälfte wert, er kann seine Geschwindigkeit, seine Fähigkeit zum Überraschungsangriff aus überhöhter Position nicht mehr ausspielen, ist nur noch Wachhund, kein Jäger mehr. So konnte man zwar die Bomber besser schützen, aber auf Kosten der Möglichkeit, möglichst viele feindliche Jäger abzuschießen – und gerade darauf kam es an.
Man entschloß sich, die Zusammensetzung der Angriffsverbände drastisch zugunsten der Jäger zu verändern, d. h. einer bestimmten Zahl Bomber ein mehrfaches dieser Zahl an Jägern mitzugeben, so daß sowohl unmittelbarer Begleitschutz direkt am Verband als auch ,,freie Jagd'' in der weiteren Umgebung des Verbandes geflogen werden konnte. Das war die sogenannte ,,Walhalla''-Formation, ein Kernverband Bomber allseitig umgeben von einem Riesenschwarm Jäger.
Diese neue taktische Variante war schon zwei Tage später an den Einsatzziffern abzulesen: Von den rund 1700 Einsätzen, die am 17. August geflogen wurden, waren nur 400 Bomber-Einsätze.
Neben diesen taktischen Problemen hatte die Luftwaffe jedoch zwei entscheidende Vorteile: Sie bestimmte Zeit und Ort des Angriffs, und wenn ihre Angriffsverbände die britische Küste überflogen, dann hatten sie bereits ihre günstigste Angriffshöhe. Das Fighter Command mußte hingegen seine Jäger erst einmal hochschicken, und das dauerte seine Zeit – die Spitfires und Hurricanes von 1940 brauchten gut 20 Minuten, um sich auf 7–8000 Meter hochzuschrauben, wo die Me 109 schon auf sie lauerten. In 20 Minuten legten die damaligen Bomber 100–130 Kilometer zurück, konnten also jedes Ziel in Südengland schon erreicht haben.
Daß die britischen Jäger nicht regelmäßig zu spät hoch kamen, verdankten sie allein dem Radarwarnsystem, das zwar nicht sonderlich genau arbeitete, aber immerhin die deutschen Verbände schon beim Sammeln auf der anderen Seite des Kanals aufspüren konnte. So hatten die britischen Jägerleitoffiziere zwar keine genauen Angaben über Zahl und Flughöhe der Angreifer – die lieferte das Radar nur höchst unzuverlässig – aber doch die Möglichkeit, wenigstens einen Teil ihrer Maschinen im vermuteten Angriffsraum in die Höhe zu bringen.

„Heckenspringer" greifen an

Einen anderen Teil der verfügbaren Jäger mußte sie ohnehin zum Schutz der Flugplätze in geringer Höhe halten, denn die Luftwaffe griff nicht nur hoch oben, sondern auch ganz unten an.
Kleine Bombergruppen, meistens Do 17 oder Ju 88, brausten dann in Wellenhöhe über den Kanal und jagten dann, noch unter Baumwipfelhöhe, Alleen und Hekken buchstäblich überspringend, über das Land. Verwegene Flüge waren das, die höchstes fliegerisches Können verlangten. Vorteil: die tieffliegenden Bomber wurden vom Radar nicht erfaßt und konnten auch von Bodenbeobachtern kaum verfolgt werden, wurden also kaum angegriffen.
Mehr als einmal kam es vor, daß diese ,,Heckenspringer'' ihre Bomben mitten zwischen Spitfires und Hurricanes prasseln ließen, die gerade im Alarmstart noch in die Luft zu kommen versuchten. Einen solchen Angriff auf den Feldflugplatz Hornchurch beschreibt ein britischer Offizier, der ihn vom Boden beobachtete, so:
,,Als sie (die Bomber) kamen, hatten drei Spitfire-Ketten gerade Startbefehl erhalten. Die beiden ersten Ketten kamen gerade noch aus dem Platz, während schon die ersten Bomben krepierten. Die dritte Kette sah ich auch noch starten. Einen Augenblick lang flogen die drei Spitfires eng beisammen, vielleicht so sechs Meter hoch. Und dann zerplatzte die Formation förmlich – direkt unter ihnen war eine Bombe explodiert. Die Führungsmaschine legte sich auf den Rücken und schrammte mit einem höllischen Kreischen die Rollbahn entlang. Nummer 2 bekam mit der linken Tragflächenspitze Bodenberührung, die Maschine wirbelte mehrmals um ihre Längsachse, ehe sie zu Boden krachte.
Nummer 3 riß es beide Tragflächen weg, der Rumpf wurde in hohem Bogen in ein Feld nebenan geschleudert. Ich erinnere



Ein deutscher Jagdflieger macht sich zum Feindflug fertig. Die Jagdflieger beider Seiten trugen, vor allem in der ersten Phase der Schlacht um England, die das britische Flieger-As Peter Townsend das „Duell der Adler" nannte, die Hauptlast

mich noch, daß ich völlig blöd hinterherstarrte und albern dachte: ‚Das ist bestimmt der kürzeste Flug, den die je gemacht haben.' Im nächsten Augenblick riß mir eine Druckwelle fast die Füße unter dem Körper weg, und irgendwer brüllte immerzu ‚Lauf doch, du Idiot, lauf doch!' Und ich rannte in Deckung. Das Verblüffendste an diesem Vorfall: alle drei Piloten überlebten ihn mit geringfügigen Verletzungen, der aus der mittleren Maschine, die kopfüber über die Piste geschliddert war, leicht anskalpiert."
Doch diese Großangriffe im Tiefflug kamen selten, bei der Luftwaffe galt diese Angriffsmethode nur als eine ergänzende Möglichkeit. So beispielsweise am 18. August, als eins der Angriffsziele der wichtige Jägerflugplatz Biggin Hill war. Der Platz sollte in Abständen von wenigen Minuten erst zweimal aus größerer Höhe angegriffen werden, dann sollte eine Tieffluggruppe erledigen, was noch übriggeblieben war.
Die Tieffluggruppe – es war die 9. Staffel des Kampfgeschwaders 26 unter Hauptmann Roth – jagte ungehindert über Sussex ihrem Ziel entgegen, so tief, daß der Propellerwind frisch gemähtes Gras hochwirbelte. Am Knüppel der Führermaschine saß Oberleutnant Lamberty. Zwanzig 50-Kilo-Bomben hatte jede der neun Do 17 an Bord; mit 6 Maschinengewehren waren diese Maschinen ungewöhnlich stark bewaffnet, sie flogen ja ohne Begleitschutz.
Lamberty blickte, als die Angriffszeit näherrückte, etwas irritiert nach vorne – letzte Orientierungshilfe für ihn sollten die Staub- und Rauchwolken der unmittelbar vorangegangenen Angriffe sein. Aber da war nichts. Doch Lamberty hatte auch so perfekt navigiert – vor sich sah er plötzlich die mit Tarnfarben bemalten Dächer von Flugzeughallen, daneben Maschinen, die gerade aufgetankt wurden: Biggin Hill, aber völlig unversehrt! Der Zeitplan hatte nicht geklappt, die 9. Staffel war als erste, statt als letzte über Biggin Hill.

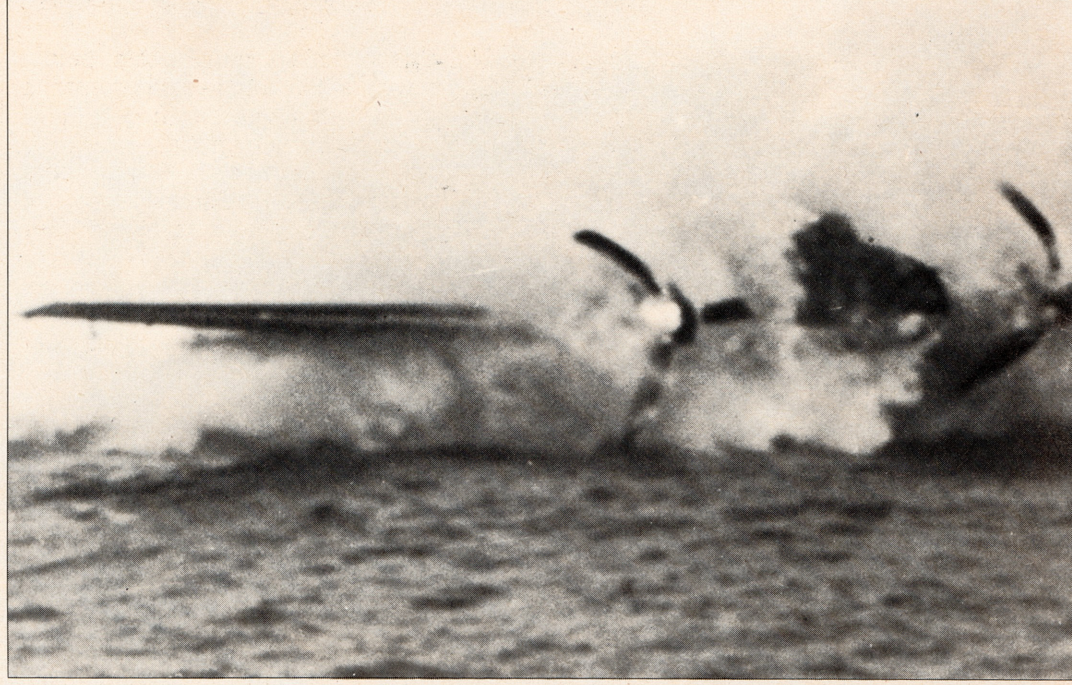
Ein Vorhang von Raketen

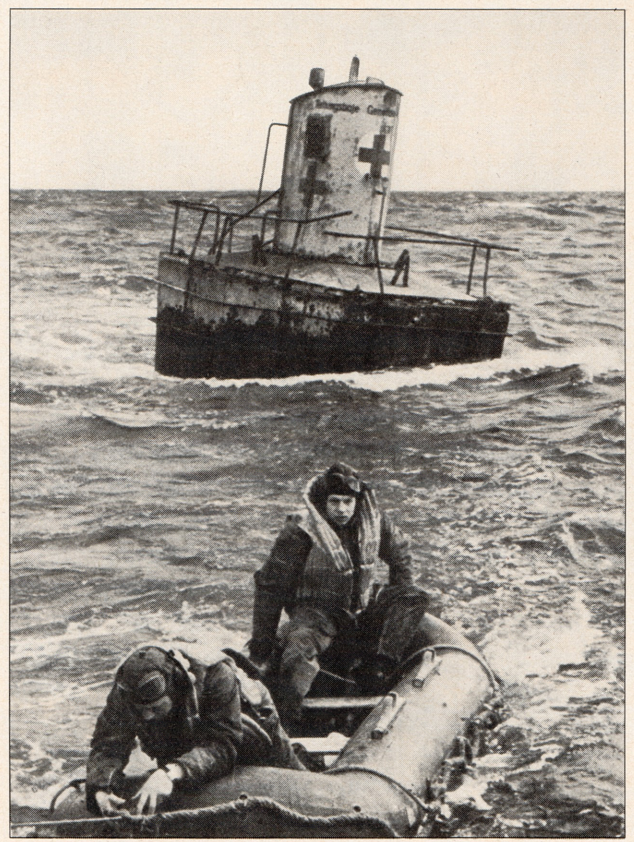
Staffelkapitän Roth und Oberleutnant Lamberty fluchen lauthals über diese Panne, werfen ihre Bomben in die ersten Hallen, dann jagt Lamberty die Maschine in knapp drei Meter Höhe quer über das Rollfeld, in der Hoffnung, so tief der leichten Flak am Rollfeldrand zu entgehen. „Wir waren ungefähr in der Mitte des Rollfeldes", berichtete Lamberty später, „da waren die aufgewacht, hatten ihre Spritzen runtergekurbelt und ballerten los, alle auf einmal. Und da, wo wir hinflogen, schossen die Tommies plötzlich einen ganzen Vorhang von irgendwelchen Raketen in die Luft, und dann öffneten sich da lauter kleine Fallschirme, von denen Drähte herunterhingen (eine neu entwickelte Tieffliegerabwehr). Na, ich nahm schleunigst den Knüppel an den Bauch und zog hoch, wußte ja nicht, wie gefährlich die Dinger sind!"
Sehr gefährlich waren sie nicht. Lamberty fing beim Hochziehen so einen Draht mit der rechten Tragfläche ein, der Draht ritzte die Tragflächenvorderkante ein wenig ein, sonst passierte nichts. Nur, er war jetzt, 50 m hoch, in den günstigsten Feuerbereich der leichten Flak geraten. „Wir bekamen Treffer in die linke Fläche und der linke Motor fiel aus. Ich brachte den rechten auf Vollgas und kurvte weg, in der Hoffnung, mich auch mit einem Motor noch nach Hause mogeln zu können." Lamberty war so sehr mit seiner schwer angeschlagenen Maschine beschäftigt, daß er zunächst nichts von den beiden Jägern merkte, die sich inzwischen an ihn gehängt hatten. Erst als er vor sich auf dem Acker, über den er flog, kleine Erdfontänen aufspritzen sah, merkte er, daß ▷

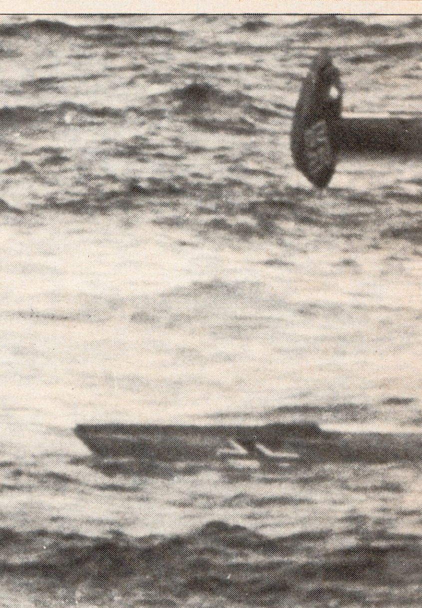
da von hinten jemand auf ihn schoß, zu weit in diesem Falle. Aber im nächsten Augenblick war der zweite Jäger heran, „und der traf verdammt gut!", erinnert sich Lamberty. „Links brannte plötzlich alles, da blieb keine andere Möglichkeit mehr, wir mußten schnellstens landen!" Lamberty setzte die taumelnde Maschine mit einer krachenden Bauchlandung in einen Acker. Er und Hauptmann Roth konnten sich mit knapper Not aus dem brennenden Wrack retten, beide erlitten dabei schwere Brandverletzungen. Kaum waren sie einige Schritte weggehumpelt, da kamen schon britische Heimwehrleute angerannt, mit Schrotflinten im Anschlag. Roth und Lamberty waren gerade dabei, mit Gesten klarzumachen, daß sie nun wirklich nicht mehr gefährlich seien, da brummte es über ihnen, und dann krachte es: die Bomber, die eigentlich vor der Tieffluggruppe Biggin Hill hätten angreifen sollen, waren angekommen und luden ihre Bomben ab, mit 20 Minuten Verspätung. Heimwehrmänner und die beiden deutschen Offiziere warfen sich eilends hinter einem Heckenwall in Deckung, und da blieben sie gemeinsam mit den Nasen im Dreck liegen, bis die Bomber endlich abdrehten.

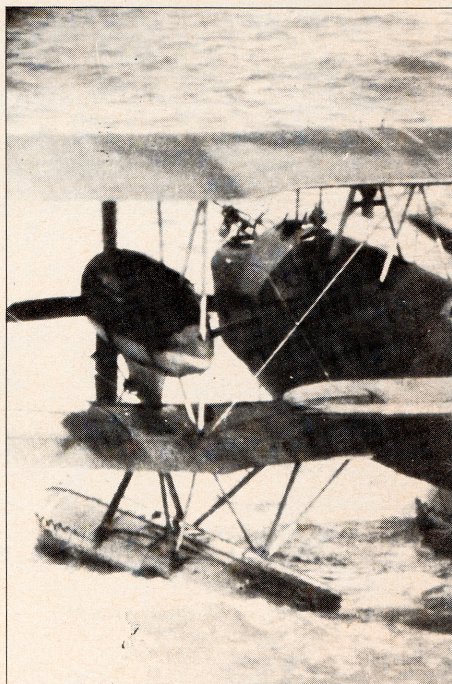
Rittlings auf dem Rumpf

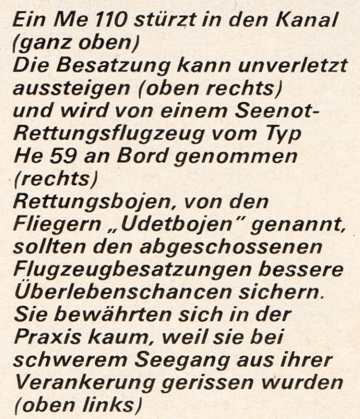
Plötzlich kam, grinsend und bis auf ein paar Schrammen an der linken Hand gänzlich unverletzt, der Bordfunker der notgelandeten Do anspaziert, Feldwebel Eberhard. Der hatte ein erstaunliches Kunststück fertiggebracht:
Der Platz des Funkers in der Do 17 ist die Maschinengewehrkuppel oben auf dem Rumpf. Als Eberhard sah, daß die Maschine in Brand geschossen war und eine riskante Notlandung bevorstand, hatte er die Kuppelhaube abgeworfen, war nach außen geklettert und hatte sich rittlings auf den Rumpf gesetzt. Dabei hielt er sich mit einer Hand am Gestänge der Kuppelöffnung fest, mit der anderen zog er die Reißleine seines Fallschirms.
Der Fallschirm entfaltete sich sofort im Fahrtwind – die Maschine flog noch mit etwa 150 km/h – und riß Eberhard mit einem Ruck nach hinten weg, daher die Verletzung an seiner Hand. Kaum war Eberhard aus der Waagerechten in die Senkrechte gependelt, da landete er auch schon in einer Hecke.
Hauptmann Roth und Oberleutnant Lamberty wurden in ein Hospital der britischen Luftwaffe gebracht, wo sie zusammen mit ebenfalls brandverletzten britischen Piloten versorgt wurden, „ganz ausgezeichnet", wie Lamberty erklärt.
Wie denn überhaupt die Kämpfer der Luftschlacht, insgesamt nicht mehr als ein paar tausend Mann, so erbittert und verwegen sie auch fochten, dabei doch so etwas wie Ritterlichkeit oder Fairness





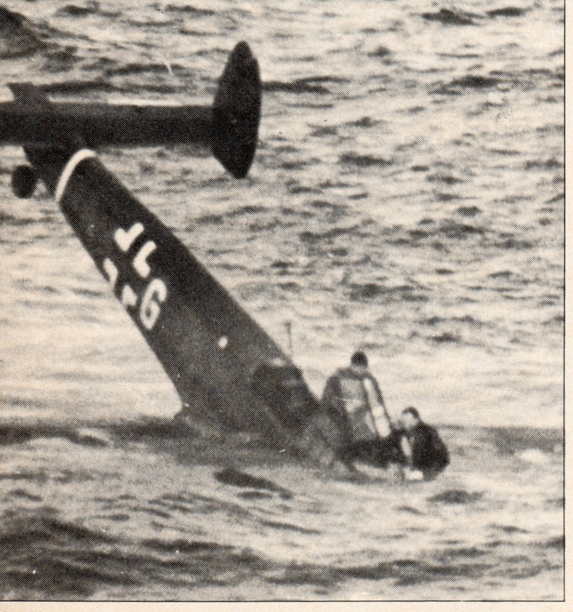


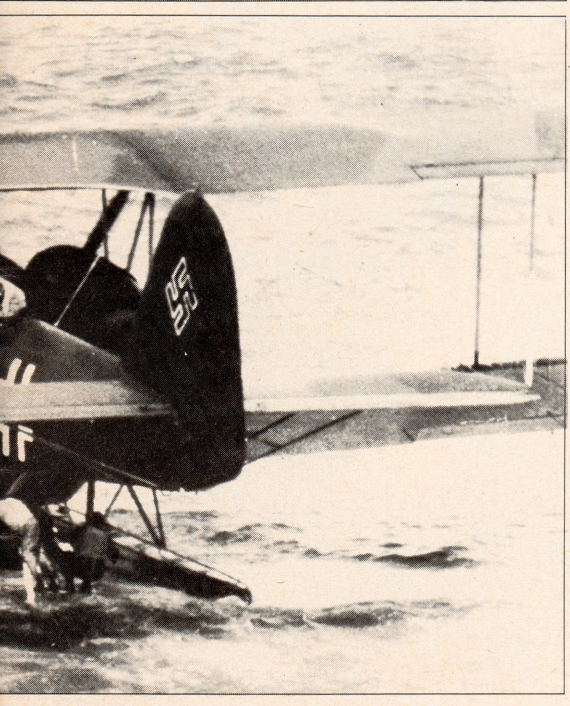




Ein Me 110 stürzt in den Kanal (ganz oben)
Die Besatzung kann unverletzt aussteigen (oben rechts) und wird von einem Seenot-Rettungsflugzeug vom Typ He 59 an Bord genommen (rechts)
Rettungsbojen, von den Fliegern „Udetbojen" genannt, sollten den abgeschossenen Flugzeugbesatzungen bessere Überlebenschancen sichern. Sie bewährten sich in der Praxis kaum, weil sie bei schwerem Seegang aus ihrer Verankerung gerissen wurden (oben links)







wahrten – wohl zum letztenmal in einem Großkrieg.
Die Seenotstaffeln und -boote beider Seiten fischten unterschiedslos deutsche wie englische Piloten, die in den Kanal gefallen waren, aus dem Wasser, wie sie sie fanden. Wobei übrigens die Engländer entschieden mehr Deutsche auffischten als umgekehrt, denn die deutschen Flieger mußten ja stets über den Kanal zurück, während die englischen Piloten, die aus zerschossenen Maschinen aussteigen mußten, dies nach Möglichkeit über eigenem Gelände taten.

„Ich zielte sorgfältig"

Es ist kein einziger Fall bekannt geworden, in dem von einem Flugzeug aus auf einen feindlichen Piloten geschossen wurde, der sich mit dem Fallschirm retten konnte. Dabei war mindestens den deutschen Jagd- und Bomberpiloten durchaus bewußt, daß der vor ihren Augen am Fallschirm zu Boden pendelnde britische Pilot ihnen schon am nächsten Tag in einer neuen Spitfire oder Hurricane wieder im Nacken sitzen konnte.
Für die Gefühlslage der Flieger kann der folgende Bericht eines britischen Piloten als charakteristisch gelten: „Ich kam günstig von hinten an den Bomberverband heran. Es waren ungefähr 30 Do 17. Ich zielte sorgfältig auf die letzte Maschine und schoß aus ungefähr 250 Meter Entfernung. Der Heckschütze der Do schoß auch, seine Leuchtspurgeschosse zwitscherten unangenehm nahe um meine Hurricane herum. Aus der linken Seite der Do flogen ein paar Fetzen, sonst zeigte meine erste Garbe keine Wirkung. Ich fliege näher ran und erwische mit einem Feuerstoß den linken Motor. Die Motorhaube fliegt weg, der Motor qualmt, der Bomber geht nach unten. Ich hinterher. Jetzt qualmt er noch mehr und geht steil nach unten. Aber keiner steigt aus, kein Fallschirm zu sehen. Unwillkürlich muß ich mir vorstellen, ich säße in der abstürzenden, qualmenden Kiste da – der Gedanke an die vier Männer da drin macht mich ganz elend.
Dann wird er plötzlich langsamer, und ich schmiere fast ab, weil ich auch zu langsam bin, verliere ihn für einige Sekunden aus den Augen, und dann sehe ich es: hinter den Bäumen war ein Hügel. Den hat er nicht mehr geschafft. Die Do liegt zerborsten am Hang, sie qualmt, brennt aber nicht. Doch keiner klettert raus. Mir ist kotzübel.
Ich hatte einfach das Gefühl, das sind Flieger, wie ich auch einer bin, in höchster Gefahr, wie ich auch schon war. Nur, diesmal war ich in Sicherheit und sie in Todesgefahr. Diese paar Minuten waren das Unangenehmste, was ich bisher in diesem Krieg zu spüren bekommen hatte. Am Abend drauf gratulierte mir ein Bekannter, ein Zivilist, zu dem Abschuß, von dem er gehört hatte. ‚Das haben Sie großartig gemacht', sagt er, und ‚Die Kerle wurden doch hoffentlich alle getötet!' Ich habe darauf nicht antworten können, so hat's mir die Kehle zugeschnürt. Das war für mich die schmutzigste Bemerkung, die ich je gehört hatte; schierer Sadismus für mein Gefühl."
Noch einmal kurz zurück zum 15. August, zu der Taktik-Besprechung in Karinhall. Abgesehen von dem neuen Begleitschutzkonzept entschied Reichsmarschall Göring an diesem Tage, daß noch konsequenter als bisher ausschließlich Einrichtungen des „Fighter Command" anzugreifen seien, selbst Ausweichziele seien nur unter diesem Gesichtspunkt auszuwählen.
Diese Entscheidung nennt sogar die offizielle Kriegsgeschichte der Royal Air Force „sound", also gesund, richtig. Eine weitere Entscheidung dieses Tages aber bezeichnen die britischen Luftkriegshistoriker einhellig als falsch: Görings Befehl, die britischen Radarstationen überhaupt nicht mehr anzugreifen, weil das doch keinen Sinn habe.
Die britischen Historiker wissen natürlich heute besser als Göring damals, wie verwundbar das britische Radarsystem in Wirklichkeit war, dennoch wird man diese Entscheidung der deutschen Luftkriegsleitung als eine fatale Fehleinschätzung ansehen müssen, beließ sie doch dem Gegner unangefochten den einzigen wesentlichen taktischen Vorteil, den er hatte.

Der Druck beginnt zu wirken

Aber dennoch, der deutsche Angriff gewann in der dritten und vierten Augustwoche zunehmend an Schwung. Kaum ein Tag verging, an dem nicht 1400 bis 1600 Einsätze geflogen wurden – und allmählich begann der Druck zu wirken. Das Fighter Command wurde unter dem ständigen Ansturm zwar nicht so schnell, wie man es auf deutscher Seite erwartete und hoffte, aber nun doch merklich verschlissen.
Luftmarschall Dowding versuchte, vor allem den personellen Verschleiß durch eine Art Rotationssystem in Grenzen zu halten. Er verlegte Staffeln, die längere Zeit ununterbrochen im Einsatz waren und die dabei unvermeidliche Verluste erlitten hatten, nach hinten, ins nördliche England, zur Erholung – und nebenbei auch zur Sicherheit: Völlig von Jagdabwehr entblößen durfte er auch den Norden des Landes nicht, denn der Norden lag ja unverändert in Reichweite der deutschen Luftflotte 5. in Norwegen und Dänemark, wenn auch der entscheidende Kampf im Süden tobte.
Ganz anders die deutsche Führung. Hier wurde vorwärts getrieben, gerade die Besten hatten ständig vorne zu sein, auch Piloten, die fünf, sieben, ja zehnmal mit ▷

dem Fallschirm ausgestiegen waren, flogen weiter. Diese Methode, die – neben anderen Mängeln – auch die Nachwuchsausbildung durch Erfahrene völlig außer acht ließ, konnte nur dann sinnvoll sein, wenn es gelang, innerhalb kurzer Zeit den gewünschten Erfolg zu erzielen. Und das gelang auch – fast.
In der ersten Septemberwoche tauchten in den Berichten der deutschen Bomberbesatzungen zum ersten Male Eintragungen auf wie „erstaunlich geringe Jagdabwehr", „kaum angegriffen worden" oder ähnlich. Die Waage des Erfolges neigte sich in diesen ersten Septembertagen zugunsten der deutschen Luftwaffen.

„Wir sind bald am Ende"

Eine offizielle Statistik der Royal Air Force macht das ganz deutlich: Während bis Ende August der Verlust an Jägern noch einigermaßen von der Neuproduktion ausgeglichen wurde, ergab sich Anfang September für das Fighter Command ein deprimierendes Bild: den Verlusten der ersten Septemberwoche, 275 Maschinen, stand nur eine magere Reserve von 125 Maschinen gegenüber, und die Wochenproduktion der zerbombten Industrie war auf weniger als 150 Maschinen abgesackt. Schlimmer noch: Man wußte kaum noch, wie man selbst diese wenigen Maschinen bemannen sollte. ,,Noch zwei Wochen weiter so", notierte damals ein Stabsoffizier des Fighter Command, ,,und wir sind am Ende."
Doch es kam anders. In der offiziellen Kriegsgeschichte der Royal Air Force ist in Band 1, Seite 181, dieser erstaunliche Satz zu lesen: ,,It was at this stage . . ., that Hitler, as at Dunkirk, once mor came to our aid." Zu deutsch: ,,In dieser Situation kam uns Hitler, wie schon einmal bei Dünkirchen, wiederum zur Hilfe." Damit ist gemeint: Gerade als die Luftwaffe im Begriff war, das Fighter Command doch noch niederzuringen und die Luftherrschaft zu gewinnen, wurde von Hitler ein Zielwechsel angeordnet. Ab 7. September konzentrierte sich der Angriff der Luftwaffe ganz auf London, der sogenannte ,,Blitz" begann.
Ende August hatten einige deutsche Bomber irrtümlich Bomben auf Vororte von London geworfen – Folge eines Navigationsfehlers, es bestand zu dieser Zeit striktes Verbot, zivile Ziele anzugreifen. Der Irrtum löste Reaktion aus. Winston Churchill wies das Bomber Command an, nun auch Bomben auf Berlin zu werfen. So schickten sie denn einige Bomber nächtens nach Berlin, die kamen auch hin und warfen einige Bomben ohne jeden militärischen Effekt ab.
Dafür mit umso größerem psychologischen Erfolg. Reichsmarschall Göring hieß plötzlich Meyer – so wolle er heißen, hatte er gesagt, falls es jemals einem



Die Originalzeichnung aus „Signal" zeigt „den Angriff deutscher Stukas auf eine chemische Fabrik in Mittelengland." In Wirklichkeit wurde die Ju 87 bereits im August 1940, bevor sich die Angriffe der Luftwaffe gegen die englische Industrie richteten, zurückgezogen. Die Maschine hatte sich wegen ihres geringen Aktionsradius, zu kleiner Bombenlast und ihrer Verwundbarkeit, im Luftkrieg gegen England nicht bewährt

feindlichen Bomber gelinge, bis zur Reichshauptstadt vorzudringen. Und Hitler war wütend. Ergebnis war der Beschluß, die Luftwaffe London angreifen zu lassen, genauer, die Londoner Hafenanlagen.
Es wäre allerdings falsch, diesen überraschenden Zielwechsel ausschließlich auf emotionale Motive in der Führungsspitze des Dritten Reiches zurückzuführen. Auch eine taktische Überlegung spielte eine Rolle: Die Metropole London, so nahm man an, sei dem Empire sicher so kostbar, daß das ganze Fighter Command aufgeboten würde, die Stadt zu verteidigen – willkommene Gelegenheit, es vom Himmel zu schießen.
Diese Überlegung war schon richtig, nur – der plötzliche Zielwechsel auf London gewährte dem Fighter Command, das unter Druck der rollenden Angriffe auf seine Basen und Versorgungseinrichtungen dem Zusammenbruch nahe war, unvermutet eine Verschnaufpause. Und die wurde genutzt.
Ein paar Tage lang konnte die Luftwaffe relativ ungestört die Londoner Hafenanlagen zerbomben, dann waren die britischen Jäger wieder da, und obendrein mit einer neuen Taktik: Sie griffen die Bomberverbände mit ihrem Jagdschutz nicht mehr in kleinen Gruppen, sondern in großen Haufen an.
Diese neue Taktik hatte ein eigenartiger Mann gegen viele Widerstände durchgesetzt: Douglas Bader. Bader war ein leidenschaftlicher Pilot, dem 1931 nach einem Absturz bei einem mißglückten Kunstflugmanöver beide Beine amputiert werden mußten, das rechte oberhalb des Knies, das linke unterhalb. Mit einem schier unglaublichen Energieaufwand lernte er mit zwei Prothesen wieder gehen, sogar Golf und Tennis zu spielen. Die britische Luftwaffe pensionierte den Krüppel, doch als der Krieg ausbrach, setzte Bader seine Reaktivierung durch: er bewies, daß er mit seinen Kunstbeinen besser fliegen konnte als die meisten Piloten mit gesunden Beinen.
Dieser Bader setzte es in der Spätphase der Luftschlacht durch, abweichend von der bisherigen Taktik, große Jägerverbände sammeln und dann geschlossen gegen die deutschen Angriffsverbände führen zu dürfen.

Ein kleines Nachspiel

Wing-Commander Douglas Bader, dessen neue Jägertaktik der deutschen Luftwaffe so viel zu schaffen gemacht hatte, wurde im Sommer 1941 über dem Pas de Calais abgeschossen. Beim Aussteigen aus der stürzenden Maschine verklemmte sich Baders rechte Beinprothese und wurde abgerissen. Die linke Prothese bohrte sich Bader beim Aufprall auf den Boden in seine Brust. Der Wing-Commander kam in das Lazarett St. Omer.
Nach seiner Wiederherstellung wurde er von Galland zum Tee beim Geschwaderstab eingeladen. Man tauschte Höflichkeiten aus. Das Mißtrauen Baders schwand und schließlich bat er, man möge ihm aus England eine Ersatzprothese einfliegen lassen. Mit Görings Erlaubnis wurde über die internationale Seenotwelle Funkverbindung mit der RAF aufgenommen. Die machte von dem deutschen Angebot, der britischen Maschine freies Geleit und Landeerlaubnis zu erteilen, keinen Gebrauch. Die Kiste mit den Prothesen wurde während eines Bombenangriffs auf St. Omer und Gallands Flugplatz abgeworfen. Es war ausgerechnet der Tag, an dem Bader aus dem Lazarett geflohen war. Wenige Tage später wurde er wieder gefaßt und kam in den Besitz seiner Ersatzbeine.

Das klappte zwar nicht auf Anhieb, nach kurzer Einübung aber mit durchschlagendem Erfolg. Baders Duxford-Geschwader setzte den deutschen Bombergeschwadern so zu, daß die Angriffe bei Tage wegen unerträglicher Verluste nach einiger Zeit aufgegeben werden mußten. Man flog dann, ziemlich ungehindert und durchaus wirkungsvoll, Nachtangriffe. Die britische Flak war nicht sehr stark und die Nachtjagd, von Flugzeugen des Typs Defiant und Blenheim geflogen, steckte noch in den Kinderschuhen. Ihre wirksamste Waffe waren Piloten mit „Katzenaugen", die sich vorwiegend von Mohrrüben ernähren mußten, um nachts besser sehen zu können.
Das Ziel, das Fighter Command niederzukämpfen und die Luftherrschaft zu erringen, war nicht erreicht, darüber konnten auch nächtliche Präzisionsbombardements, wie der berühmte Angriff auf die Industriestadt Coventry, nicht hinwegtäuschen. Die Invasion mußte, mangels Luftherrschaft, schon am 17. September abgeblasen werden, und die Luftschlacht dämmerte, wie Adolf Galland schrieb, „sang und klanglos dahin".

Alles in die Waagschale

Die große Wende hatte ein Sonntag, der 15. September 1940, gebracht. Am Mittag begann die Luftwaffe mit einem Großangriff auf London und sah sich zum erstenmal dem massierten Angriff der englischen Jagdwaffe ausgesetzt, die ihr zeitweise mit 200 bis 250 Spitfires und Hurricanes zusetzte. Churchill, der den Kampf vom Gefechtstand der 11. Group aus miterlebte, bekam von Air Vice Marshall Park auf die Frage nach Reserven die gleiche Antwort, die er auf die gleiche Frage an den französischen General Gamelin bekommen hatte: „Keine". Die Briten hatten alles in die Waagschale geworfen, die sich nun zu ihren Gunsten neigte. Die deutsche Luftwaffe verlor an diesem Tag 56 Maschinen. Wenn auch die Engländer ihren Erfolg überschätzten und von 185 abgeschossenen deutschen Flugzeugen sprachen – die tatsächlichen deutschen Verluste machten eine Invasion unmöglich und die öffentliche Meinung im neutralen Ausland schlug um. Dort, auch in den USA, schwanden die Zweifel am Durchhaltevermögen der Briten.
Die Deutschen hatten die Schlacht verloren. Nicht notwendigerweise, wie sich aus heutiger Sicht ergibt, sondern eher durch Führungsfehler.
Fehler 1: Es fehlten Fernbomber und Fernjäger.
Fehler 2: Die Bedeutung des britischen Radars wurde verkannt, die vorhandene Möglichkeit, es auszuschalten, nicht genutzt.
Fehler 3: Umschaltung des Angriffs vom Ziel Fighter Command auf London, kurz vor dem schon greifbaren Erfolg.
Ohne Fehler zwei und drei wäre ein positiver Ausgang nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich gewesen. Ohne Jagdabwehr aber wäre England für die an sich unzureichenden deutschen Bomber weit offen gewesen, mit entscheidenden Folgen für die britische Flotte: Die Luftwaffe hätte zwar kaum Chancen gegen die schwer gepanzerten und stark armierten britischen Kriegsschiffe gehabt, wohl aber gegen ihre Basen – ohne Öl und Munition ist die stärkste Flotte nichts wert. Dies meinten die britischen Stabschefs mit ihrer frühen Analyse, die Flotte könne „bei deutscher Luftherrschaft nur eine begrenzte Zeit eine Invasion verhindern." Und schließlich: Bei durch Luftherrschaft lahmgelegter Flotte wäre auch mit den unzureichenden Mitteln, die der deutschen Führung zur Verfügung standen, eine erfolgreiche Invasion möglich gewesen.
Und dies, da hatte Churchill zweifellos recht, wäre kriegsentscheidend gewesen. Wären die britischen Inseln als Flugzeugträger und Aufmarschgebiet ausgefallen, und wäre überdies ihr Industriepotential Hitler zugefallen, so ist nicht zu sehen, wie die USA über den Atlantik hinweg dem etwas hätten entgegensetzen können – ganz abgesehen davon, ob sie es in diesem Falle überhaupt gewollt hätten.
Doch diese Chance hatte das Dritte Reich vertan, der Krieg war im Spätherbst 1940 für Deutschland schon verloren. Nur hat es damals noch niemand gemerkt. □

Über 43 000 britische Zivilisten starben im deutschen Bombenhagel, davon fast 30 000 in London. Mindestens 86 000 Menschen wurden schwer, über 151 000 leicht verwundet. Obwohl die britische Zivilbevölkerung jahrelang auf einen Überfall aus der Luft vorbereitet worden war, traf sie der Schock trotzdem hart, als es wirklich losging. Die Rechnung jedoch, die sich Hitler und Göring davon gemacht hatten, ging nicht auf: Das britische Volk wurde nicht demoralisiert, sondern nun erst recht zu einer Kampfgemeinschaft hinter Winston Churchill zusammengebombt. Jochen R. Klicker und Angus Calder berichten.

EINE WELT GEHT UNTER

Die deutschen Luftangriffe auf London



Londons City nach dem Angriff. Rund um St. Paul's sind die Bomben niedergegangen, die Kathedrale selbst ist wie durch ein Wunder unversehrt geblieben

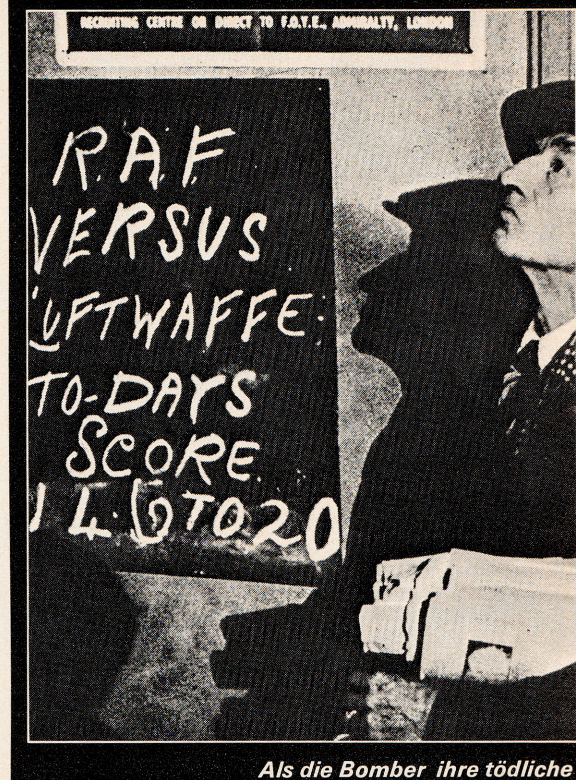
Sogar gemessen an diesem strahlenden Sommer 1940 war der 7. September, ein Sonnabend, ein unbeschreiblich schöner Tag. Obwohl die Zeiten eigentlich nicht danach waren, klirrten in den Vorstadtgärten die Teetassen, und müde Arbeiter dösten in der Sonne.
An diesem Tag hatte sich die Leitzentrale der Jagdflugzeuge der Royal Air Force übertölpeln lassen. Hunderte von deutschen Bombern durchbrachen den Verteidigungsgürtel und strömten unter Jagdschutz in Richtung London. Gegen 5 Uhr nachmittags waren die ersten Bomber da und setzten die Docks des Londoner Hafens in Brand. Die weithin sichtbaren Flammen leiteten die anderen; bis zum nächsten Morgen, 4 Uhr 30, warfen sie in pausenlosem Einsatz ihre Sprengbomben in das brennende East End.
Luftschutzwart Barbara Nixon sah vom Zentrum Londons aus, „wie diese kleinen silbernen Flugzeuge über ihrem Zielgebiet kreisten und kreisten und dabei eine so vollkommene Verbandsformation beibehielten, daß es eher aussah, als ob Kinder Spielzeugmodelle von Flugbooten fliegen ließen oder als ob wir Zuschauer bei einem Schauflug auf einer Luftfahrtausstellung wären". Bald gellten die Glocken der Feuerwehrlöschzüge überall durch die Straßen der aufgestörten Stadt. Von Norden, Süden und Osten rasten sie in Richtung auf die helle Wolke aus Qualm und Rauch, die wie ein Zeichen der Endzeit emporragte, allmählich schwärzer und schwärzer wurde und schließlich, als der Abend anbrach, sich in ein häßliches Rot färbte. Dicht auf folgten die grauen Einsatzwagen des Luftschutzes. Viele Männer fuhren heute zu ihrem ersten Einsatz. Die meisten von ihnen hatten noch niemals eine solche Feuersbrunst gesehen.

Katastrophe in East End

Oben auf einer der Aussichtsplattformen der St. Paul's Cathedral stand eine kleine schweigende Gruppe von Männern. Es waren allesamt Freiwillige, die lange und sorgfältig ausgebildet worden waren, um dieses Meisterwerk britischer Architektur zu retten, sollte einmal eine Katastrophe wie jetzt diese in East End losbrechen. Endlich brach einer das Schweigen: „So geht irgendwann auch mal die Welt unter". Ein anderer darauf: „Eine Welt geht hier unter!"
Ein polnischer Fliegeroffizier, Pilot einer britischen Hurricane, jagte zunächst einige deutsche Bomber zurück an die Kanalküste, kehrte dann zu seiner Einsatzbasis zurück und schrieb in sein Berichtsheft, daß sein Herz trotz mehrerer Feindsiege schwer sei. „Denn der gesamte Osten von London schien zu brennen. Für mich ein schrecklicher Anblick, erinnerte er mich doch an einen Flug, ein Jahr zuvor, als ich über Lublin war und das gleiche Schauspiel anschauen mußte." Auch sein Vorgesetzter, Air Vice Marshall Park, überflog an diesem Abend London. Er erinnert sich, wie ihn die Feuersbrunst „sehr ärgerlich" gemacht hat. Aber, so fährt er fort, „trotzdem sagte ich mir ‚Gott sei Dank', denn mir wurde plötzlich klar, was die neue Taktik der Deutschen bedeutete: Sie hatten ihre Angriffe von meinen lebenswichtigen Lufthäfen weg und gegen die Städte verlegt."

Keine Hoffnung, die Nacht zu überleben

Keinen Augenblick lang hörte das ohrenbetäubende Geheul der Bomben auf. Ein Londoner erinnert sich, daß die Bomben herabrauschten „mit einem klagenden Ton, der sich wie ein Pfiff anhörte; sie fielen gar nicht richtig, sie rasten vielmehr mit unvorstellbarer Geschwindigkeit herunter, so, als ob sie von einem übernatürlichen riesigen Magneten zur Erde gezogen würden". Und Pater H. A. Wilson berichtet aus seiner Kirchengemeinde in East End, wie er Türen schlagen und Fenster zersplittern hörte, während die Bomben den Fußboden unter seinen Füßen erzittern ließen, und wie er „keine Hoffnung mehr hatte, diese Nacht zu überleben... Ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich gebetet habe; außer immer wieder ein Stoßseufzer ‚Oh Gott!'. Ich hatte Angst wie niemals in meinem Leben zuvor."
Nicht weit von East End liegt das jüdische Wohnviertel Stepney. Hier dachten die Bewohner selbstverständlich sofort an die Zeit der Pogrome. Und sie glaubten tatsächlich, daß die Bomber losgeschickt worden waren, um ihre Rasse zu vernichten. Bernard Kops, damals ein vierzehnjähriger Junge, erinnert sich: „Dieser Tag brennt wie eine Wunde in meinem Gedächtnis. Stellen Sie sich eine Erdgeschoßwohnung vor, in der hysterisch weinende Frauen auf dem Fußboden liegen; sie decken mit ihren Körpern ihre schreienden Kinder zu. Aber ihr Weinen wird noch übertönt von dem Brüllen in der Luft und dem Grollen der ganzen Erde. Um sich abzulenken, begannen die Männer später Karten zu spielen, und die Frauen probierten zaghaft einen ihrer alten Rundgesänge; zum Beispiel ‚Ich sah die alte Heimat und Gesichter, die ich liebte' oder ‚Geh nicht ins Bergwerk, Vati, Träume werden oft wahr'. Nebenan knieten zwanzig Frauen und schrien nur bei jeder Explosion ‚Deutschland, Hitler'."
Nachdem das Duell mit der Royal Air Force nicht den erwarteten Erfolg gezeigt hatte, begann der Bombenkrieg gegen englische Rüstungszentren und Städte. Er wurde noch fortgesetzt, als die Pläne für eine Invasion in England längst aufgegeben waren. Aus der Luftschlacht um



Als die Bomber ihre tödliche Last über der Themsestadt abgeladen hatten, blieben qualmende Trümmerfelder zurück. Doch das eigentliche Ziel war nicht erreicht: Die Bevölkerung sollte durch die Angriffe weichgemacht werden, aber sie ließ sich nicht weichmachen. Überall wurde sofort aufgeräumt; Spaßvögel notierten die Abschüsse wie Fußballtore: Royal Air Force gegen Luftwaffe 146 : 20



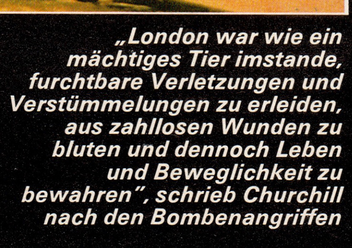












„London war wie ein mächtiges Tier imstande, furchtbare Verletzungen und Verstümmelungen zu erleiden, aus zahllosen Wunden zu bluten und dennoch Leben und Beweglichkeit zu bewahren", schrieb Churchill nach den Bombenangriffen



England wurde die „Schlacht um London", aus dem Krieg der Soldaten gegen Soldaten eine Schlacht, deren grausige Auswirkungen in erster Linie die wehrlose Zivilbevölkerung trafen. Eine Schlacht der Brand- und Sprengbomben; eine Schlacht der Feuerwehrleute, der Luftschutzwarte, der Polizisten, der Krankenschwestern und Sozialarbeiter gegen einen Feind, der unerreichbar in seinen metallenen Kampfmaschinen hockte. Die Truppen in vorderster Front hießen Ärzte, Fürsorger und Telefonisten. Leute wurden auf einmal zu Helden, die in Friedenszeiten nichts anderes als Büroangestellte, Bauarbeiter oder Hausfrauen gewesen waren.

Die Feuerwolke

Vor allem die Feuerwehrleute wuchsen in dieser ersten Nacht der Luftangriffe über sich selbst hinaus. A. P. Herbert hat später aufgezeichnet, was er in dieser Nacht erlebte. Als Bootsmann der Königlichen Kriegsmarine führte er auf der Themse ein kleines Motorboot des Hilfsdienstes. Am Abend legte er ab und fuhr den Fluß hinunter von Hammersmith ostwärts in Richtung auf den Feuerschein, den er am Himmel gesehen hatte. „Auf der Höhe von Vauxhall", schreibt er, „war es etwa so hell wie im Morgengrauen, aber schon bei Lambeth schien es hellichter Tag zu sein . . . Die Rasenflächen von Tempel schimmerten herrlich wie im Sonnenlicht . . . Und Pool, unterhalb der London Bridge, schien ein Lichtermeer zu sein."
Er meldete sich zum Dienst und wurde sofort als Melder stromabwärts nach Woolwich geschickt. Als er die Flußbiegung von Limehouse hinter sich gebracht hatte, sah er ein bestürzendes Schauspiel. „Das Ufer von Surrey brannte auf mehr als eine halbe Meile. Der Wind wehte aus Westen und baute aus Qualm und Feuerfunken eine hohe Mauer quer über den Fluß."
Trotzdem dachte Herbert an seinen Auftrag, band sich ein nasses Handtuch über sein Gesicht und steuerte sein Boot „mitten hinein in die Feuerwolke". Innerhalb des Qualms und Rauchs „sah es aus wie auf dem See der Hölle. Überall trieben brennende Schuten und Leichter herum. Zwar konnte ich das Knistern und Brüllen des Flammenmeeres hören – es war ein schreckliches Geräusch –, aber sehen konnte ich nichts, so dicht war der Qualm. Und das Ostufer schien vollständig verschwunden zu sein."
In den Surrey Docks, an denen Herbert ebenfalls entlangfuhr, stand ein 2,5 qkm großer Lagerplatz mit Bauholz in Flammen. Verzweifelt ließ der leitende Feuerwehrmann, der mit der Bekämpfung dieses Brandes beauftragt war, seine Vorgesetzten wissen: „Schickt mir, verdammt nochmal, alle Löschfahrzeuge, die ihr überhaupt auftreiben könnt; hier steht die ganze verdammte Welt in Flammen."
Und dann jagte eine Katastrophenmeldung die andere: „Hier brennen Hunderte von Säcken mit Pfeffer; die Luft ist schwarz von brennenden Partikeln. Wenn die Feuerwehrleute einmal tief Atem holen, dann meinen sie, sie würden das Feuer selbst einatmen. Woanders brennen die Rum-Vorräte; wie ein Wasserfall stürzt die brennende Flüssigkeit aus den Toren der Speicher. Dazwischen explodieren die Lagerfässer, als ob sie selbst Bomben seien."
Im dichten Qualm verloren einige Feuerwehrleute die Orientierung und kamen in den Quadratkilometern von Bränden um; oft beugten sich die Leute zu den Mündungen ihrer Schläuche herunter und spritzten sich selbst naß, um der sengenden Hitze standhalten zu können. Ein Löschzug beispielsweise war länger als vierzig Stunden im Dienst: Feuerwehrleute und Mitarbeiter des Luftschutzes wechselten sich an den schweren Rohren ab. In ihren Armen und Schultern rasten die Schmerzen, denn die Gewalt des Wassers ließ vor allem die Ungeübten nur schwer die Schläuche festhalten. Einer der Männer erinnert sich: „Allmählich waren wir volkommen durchnäßt; ein Film von Schmutz, Staub und Ruß hatte sich überall auf Gesicht, Hände und Kleidung gelegt; schließlich bestanden wir selbst nur noch aus einer kalten, stinkenden Mischung aus Öl, Petroleum, Farbe und Wasser".
Zahlreiche Bewohner aus East End lebten auf kleinen Inseln, die nur durch Stege oder Brücken mit dem Festland von London verbunden waren. In den Docks von Surrey standen sofort die beiden Brücken in Flammen, über die die Ansässigen hätten entkommen können. Tausend Menschen, alte und junge, viele Mütter und Kinder darunter, wurden in tollkühnen Einsätzen evakuiert. Kopf des Unternehmens war die örtliche Einsatzleiterin des Frauenhilfskomitees. Sie stellte einen Wagenkonvoi zusammen. Aber der erwies sich bald als zu klein. Da rief sie überall an und flehte um alles, was Räder hatte, „sogar die Wagen der Müllabfuhr". Die Müllabfuhr kam und nahm Flüchtlinge auf. An den nächsten beiden Tagen wurden auf Grund der Erfahrungen von Surrey zwei andere Inseln geräumt, die in ähnlicher Gefahr waren.

„Sind wir kleinmütig?"

In Begleitung des leitenden Offiziers des Londoner zivilen Bevölkerungsschutzes, Harold Scott, erschien Churchill persönlich, um sich die Zerstörungen und das Unglück anzusehen. Am frühen Nachmittag besuchte er eine Gruppe von ausgebombten Obdachlosen, die gerade Bettzeug in Empfang nahmen und sich für die kommende Nacht in sichere Unterkünfte einweisen ließen. Als sie Churchill erblickten, warfen sie das, was sie gerade trugen, weg, rissen die Arme hoch und jubelten ihm zu. Scott: „Da nahm Churchill seinen Hut ab, steckte ihn auf die Spitze seines Stockes, wirbelte ihn herum und rief dabei: ‚Sind wir vielleicht kleinmütig?' Und sie brüllten zurück: ‚Nein!' Die Begeisterung war überwältigend." Danach fuhr der Premierminister weiter in Richtung der Hafenbecken von Silvertown, wo ein kleineres Wohnviertel noch vollkommen von der Außenwelt abgeschlossen war. Churchill stieg aus, marschierte durch eine Straße, die mit Trümmern und Glassplittern übersät war, stapfte durch Riesenpfützen von Löschwassern.

Churchill in bester Laune

Auf dem Rückweg flog unmittelbar vor Churchills Wagen ein Geschäft in die Luft. Aber Scott notierte nur, daß der Premierminister offensichtlich bester Laune war: „Ganz offensichtlich wurde er mit jeder aufregenden Situation nur noch heiterer und gelassener".
In jeder der folgenden 76 Nächte luden die deutschen Bomber ihre tödliche Last über London ab – nur in der Nacht des 2. November blieb es still. Das schlechte Wetter machte jeden Angriff unmöglich. Am 29. Dezember kam die Innenstadt, also die City von London, an die Reihe. Spätestens dieser Angriff war wirklich nicht mehr dadurch zu begründen, es würden „militärische" Ziele bombardiert. Es ging um Terror, wie bei vielen Angriffen beider Seiten seither. Die Londoner tauften diesen Angriff „den zweiten Brand von London" – in Anlehnung an den ersten, der knapp 275 Jahre vorher das alte Herzstück der Metropole mit der St. Paul's Cathedral vernichtet hatte. Diesmal blieb das Meisterstück des Architekten Wren wie durch ein Wunder unbeschädigt.
Die Büro- und Kaufhäuser der City waren an diesem Samstagabend bereits geschlossen. In zahlreichen Gebäuden gab es nicht einmal einen Luftschutzwart; und da, wo es welche gab, mußten sie hilflos zusehen, wie sich die Brände ausbreiteten. Der Angriff dauerte kaum zwei Stunden. Aber in dieser Zeit verursachten die Bomben in einem verhältnismäßig kleinen Gebiet über 1 500 Brände – allein in der City selbst waren es über 1 400. Lediglich das schlechte Wetter verhinderte, daß die Bomber noch einmal wiederkamen, um die Stadt gänzlich zu verwüsten. □

General Johannes Steinhoff



BATTLE OF BRITAIN -FAIRER ZWEIKAMPF

Johannes Steinhoff war bei Kriegsende Oberster Jagdflieger und Flugzeugführer einer Me 262. Er war verzweifelt, aber er flog bis zum Schluß. Nur wenige Tage vor der Kapitulation wurde er noch schwer verwundet. Trotzdem sollte er nach dem Kriege noch einmal steile Karriere machen: Von 1971 bis 1974 saß er als Vier-Sterne-General dem Militärausschuß der NATO vor. Heinrich Graf von Einsiedel geriet als Leutnant der Jagdflieger an der Ostfront in Gefangenschaft. Als Vizepräsident des Nationalkomitees Freies Deutschland arbeitete er von 1942 bis 1945 aktiv gegen den Krieg Hitlers. Aber beide Offiziere sind sich heute einig: Sie sprechen für viele – selbst für ihre Gegner. Jochen R. Klicker hat sie befragt.

Klicker: Die Schlacht um Frankreich war geschlagen. General Steinhoff, was taten und empfanden Sie damals?

Steinhoff: Ich war damals Staffelkapitän einer der beiden Nachtjagdstaffeln. Ich flog Nacht- und Tagjagd – ein mühseliges und undankbares Geschäft. Und ich war damals das, was man heute auf Neudeutsch „frustriert" nennt.

Klicker: Und Graf von Einsiedel?

Einsiedel: Ich bezog damals gerade als Offiziersanwärter die Luftkriegsschule 3 in Werder an der Havel bei Berlin.

Klicker: Haben Sie sich beide freiwillig gemeldet?

Steinhoff: Ich glaube, ich bin aus meinem Jahrgang ausgesucht worden für die Jagdfliegerei – wahrscheinlich wegen des Temperamentes, das man braucht zum Jagdfliegen. Ich hatte damals nicht gerade die beste Persönlichkeitsbeurteilung. Aber als man mich fragte, ob ich zur Jagdwaffe wollte, habe ich natürlich sofort Ja gesagt.

Einsiedel: Ich habe mich freiwillig gemeldet. Zu meinem Erstaunen waren es in meinem Jahrgang sehr wenige. Und auf der Kriegsschule bekam ich dann gleich gesagt, daß die Jagdwaffe eigentlich eine aussterbende und überflüssige Waffe sei. Aber ich war natürlich mit den Büchern über die Jagdflieger des Ersten Weltkrieges aufgewachsen. Für mich war die Jagdwaffe das, was für meine Vorfahren die Kavallerie war.

Klicker: Mußte man also ein bestimmter Typ sein, um ein Jagdflugzeug zu fliegen?

Steinhoff: Aber sicher! Zunächst hingen wir ja an diesen legendären Figuren der Jagdwaffe des Ersten Weltkrieges, die ja noch etwas von ritterlichem Zweikampf vermittelten. Und darüber hinaus war das Jagdfliegen noch im Zweiten Weltkrieg für uns ein fairer Zweikampf. Dafür ein Beispiel: Es trifft nicht zu, daß jemals während der „Battle of Britain" ein Deutscher auf einen Engländer geschossen hat, der am Fallschirm hing.

Einsiedel: Selbstverständlich hat niemand auf einen feindlichen Piloten, der am Fallschirm hing, geschossen; das verbot schon allein das Anstandsgefühl. Als ich auf der Kriegsschule in Gatow war, hatte ich einen Taktiklehrer – einen Oberleutnant Rutsch –, der bereits bei der Legion Condor geflogen war. Der nahm eines Tages eine Taktikvorschrift mit uns durch, eine Geheime Kommandosache für die Luftwaffe, in der es u. a. hieß: Feindliche Besatzungen, die über von ihren Truppen besetzten Gebieten am Fallschirm abspringen, sind mit Bordwaffen zu bekämpfen. Da sagte dieser Oberleutnant Rutsch zu meiner großen Überraschung – ich fand das ungeheuer mutig in der damaligen Zeit –: „Dieses ist ein Befehl, den führt ein anständiger deutscher Soldat nicht aus."

Steinhoff: Zwar ist mir nicht bekannt, ob es eine solche Vorschrift gegeben hat, ich möchte da ein großes Fragezeichen dransetzen. Aber als wir beim Rußland-Feldzug diese großen Anfangserfolge hatten und sehr viele sowjetische Piloten ausstiegen, kam die Frage auf, was wir denn mit denen allen machen, da sie ja einfach zu ihrem Standort zurückfuhren und weiterflogen. Damals hat sogar Göring gesagt, auf diese zu schießen, das könne man nicht machen. Bei der „Battle of Britain" jedenfalls hat es das bestimmt nicht gegeben; denn das war ja Luftkampf mit fairen Sportsleuten. In Rußland war das eine völlig andere Umgebung; dort kämpften wir ja nicht mit Sportsleuten. Irgend so ein Befehl muß ergangen sein. Das drang in Rußland bis an die Front. Aber wir haben gesagt: Nein, sowas kann man nicht machen.

Klicker: Wie stand es denn in diesem Zusammenhang um Ihren Jagdinstinkt?

Steinhoff: Dieser Instinkt war bei dem, der Jagdflieger wurde, entweder schon von Anfang an da, oder er entwickelte sich im Verlaufe der Einsätze. Denn wer in Hunderte von Luftkämpfen verwickelt gewesen ist, der bekam gleichsam auch hinten Augen. Erfahrene Leute wußten einfach, was man nicht tun durfte; in welche Position man sich nicht begeben durfte; was man relativ gefahrlos tun konnte. Die ganz Alten wußten natürlich genau, wenn sie einen feindlichen Jägerpulk an- ▷

flogen, wann sie angriffen und wen. Sie konnten aus der Kurbelei sehr klar sehen, wo ein armes Häschen fliegt, das nicht den richtigen Abstand hält, das unsicher ist. Sie hatten auch ein vierdimensionales Sehen entwickelt. Man sah sich einfach im richtigen Augenblick um, weil man spürte, daß man angegriffen wird.

Einsiedel: Für mich war Jagdfliegerei ein Sport wie für andere Rennen fahren. Wenn es Alarmstart gab, dann endeten einfach alle Diskussionen; dann wurde man zu einem erfolgsgeilen Teil dieser Maschinerie. Um nicht mißverstanden zu werden: Wir waren nicht auf Orden und Auszeichnungen aus, sondern auf eine Bestätigung, die man vor sich selber sucht. Wenn man z. B. am Tag bis zu sechs Abschüsse hatte, dann war man einfach voll von Selbstbewußtsein.

Steinhoff: Das war wie ein atavistischer Jagdinstinkt. Man war wie trunken.

Klicker: General Steinhoff, nun flogen Sie ja in der Luftschlacht um England nicht nur gegen ihre fairen Gegner von der Royal Air Force, also gegen die britische Jagdwaffe, sondern auch noch gleichzeitig gegen eine ganz andere Waffe: Die Radarschirme des Marschalls Dowding. Hat das Ihr kämpferisches Bewußtsein eigentlich verändert?

Steinhoff: Das ist auch so ein Kapitel, das zeigt, wie naiv wir in die „Battle of Britain" gegangen sind! Daß es so etwas wie Radar gab, haben wir nämlich erst erfahren, als die Battle vorbei war. Niemand hatte uns gesagt, warum die Spitfires eigentlich immer schon über uns hingen, wenn wir in Dover ankamen. Wir haben uns an diesen schrecklichen Zustand gewöhnen müssen, daß die Spitfires mit ihren kleinen, weißen Kondensschwänzchen über uns in diesem tiefblauen Himmel hin- und herzappelten. Über sechzig Mal habe ich die Bomber bis London begleiten müssen. Und ich wußte, daß die Spitfires herabstürzen würden, sobald die Bomber ihre Angriffskurve flogen. Aber wir haben damals nicht gewußt, daß der Gegner dieses Mittel Radar besaß und was es bedeutete. Als wir dann Genaueres erfuhren, da war die „Battle of Britain" schon so gut wie verloren. Nach diesem 15. September, an dem die Engländer so viele Bomber abgeschossen hatten. Danach flogen wir im großen Verband überhaupt nicht mehr rüber, sondern nur noch sehr vorsichtig mit kleinsten Jagdverbänden. In mittlerer Höhe flogen wir ein, stiegen dann steil in die Höhe, wechselten die Höhe ständig, um unsere Gegner zu verwirren.

Klicker: Waren denn Ihre Me 109 den gegnerischen Maschinen, also den Spitfires und Hurricanes, überlegen?

Steinhoff: Diese Überlegenheit ist in Frequenzen verlaufen. Die Engländer hatten unsere anfängliche Überlegenheit in relativ kurzer Zeit aufgeholt; dann kamen wir durch ein paar Änderungen unserer Geräte wieder an die Spitze. Als die „Battle of Britain" begann, war die deutsche Luftwaffe dem Gegner zweifellos überlegen. Denn die Masse der englischen Jäger waren Hurricanes – und die waren langsamer; sie kurvten zwar recht gut, aber sie hatten noch keinen Einspritzmotor; wenn sie stürzten, blieb ihr Motor stehen. Dann kamen die Spitfires, die man für ungefähr gleichwertig halten könnte; aber auch noch ohne Einspritzmotor, so daß wir wußten: Wenn die dich angreifen, dann mußt du stürzen.
Dann wurden sie uns in der Höhe überlegen; dann waren wieder wir es, die höher steigen konnten, so daß am Ende der „Battle of Britain" unsere Me 109 F wieder besser war als die Maschinen unserer Gegner.

Klicker: Sie sind der Ansicht, daß bereits am 15. September die Schlacht um England verloren war. War denn die Luftwaffe überhaupt in der Lage gewesen, ihre Aufgaben zur Vorbereitung der Invasion – also des Unternehmens Seelöwe – zu erfüllen?

Steinhoff: Objektiv gesehen war die Luftherrschaft über England ja zeitweise errungen. Denn die Zahl der Jagdflugzeuge der anderen Seite war auf ein absolutes Minimum zurückgedrängt worden. Mit Jagdflugzeugen jedenfalls besaßen wir mindestens einen Monat lang die Luftherrschaft. Im August. Aber schon im September merkten wir, daß die britische Jagdwaffe im Norden der Insel offensichtlich aufgeforstet worden war, denn dann waren sie wieder da. Und da wurde auch unser entscheidendes Handikap wieder spürbar: Wir hatten nämlich versäumt, rechtzeitig ein Jagdflugzeug zu entwickeln, das länger als eineinhalb Stunden fliegen konnte. Das bedeutete: Wir konnten im besten Fall nach London und zurück fliegen. Wenn die Bomber z. B. noch eine größere Kurve flogen, dann wurde uns das schon zuviel; dann mußten wir nach Hause.

Einsiedel: Das operative Ziel, die Luftherrschaft über bestimmte Landegebiete zu erringen und zu verteidigen, wäre wohl zu erreichen gewesen, wenn die Luftwaffenführung sich rechtzeitig auf alle taktischen und strategischen Einzelheiten vorbereitet hätte. Dazu hätte z. B. gehört, daß die Stukas alle Radarstationen entlang der englischen Küste systematisch zerbombt hätten. Ein anderes Beispiel: Niemals hat die deutsche Luftwaffenführung erfahren, wie groß eigentlich die taktischen und strategischen Reserven tatsächlich waren. Die technische Überlegenheit, die die Deutschen – jedenfalls zeitweise – über die britischen Jäger hatten, war ausgeglichen durch den taktischen Nachteil, den wir hatten. Wir mußten 30 Minuten Hinflug und 30 Minuten Rückflug einrechnen, wenn es darum ging, die Luftherrschaft über den potentiellen Landeräumen zu erkämpfen. Das heißt: Ein deutscher Jäger, der in einen Luftkampf verwickelt war, sah plötzlich seine rote Lampe aufleuchten und mußte sich schleunigst davonmachen, um noch über den Kanal zurückzukommen. Deshalb bleibt es erstaunlich, daß die Verluste auf britischer Seite erheblich höher lagen als auf unserer Seite.





Jagdflieger Steinhoff, heute Berater eines Luftfahrtkonzerns: „Wir waren die Stars der Nation"

Klicker: Luftmarschall Harris hat einmal gesagt, daß er verhältnismäßig erleichtert gewesen sei, als am 7. September die Deutschen ihre Strategie geändert und mit den Luftangriffen auf London begonnen hatten. Denn er wußte, daß er damit Zeit für die Rüstung geschenkt bekommen hätte. Was haben Sie damals über diese Änderung der Taktik gedacht?

Steinhoff: Wir gehörten zu diesen armen Gruppen, die Begleitschutz fliegen mußten. Es hat uns natürlich nicht geschmeckt, daß wir bis London neben den Bombern hermarschieren mußten, obwohl wir doch fast doppelt so schnell hätten sein können – den Spitfires gleichsam als Opfer über die Bomber gehängt. Ich weiß nur noch, daß mich die ersten Bombenangriffe auf London, die ich von oben beoachten konnte, sehr schockiert hatten. Ich fragte mich: Um Gottes willen, was greifen die da eigentlich an! Die Angriffe

auf die Docks sind doch Angriffe gewesen, bei denen schon nicht mehr garantiert werden konnte, nur noch militärische Ziele zu treffen. Das haben wir hinterher auch diskutiert. Denn wir haben gemerkt, daß sich die Taktik nun vollkommen gewandelt hatte. Aber wir waren in dem Job drin; wir flogen als Jäger mit dem Zweck, die Bomber zu schützen und die feindlichen Jäger abzuschießen. Natürlich ist mir nachträglich klar, daß die Bombenangriffe ein Betrug waren, denn zum Teil sind die Bomben ja in die Vororte hineingefallen. Wir sahen ja, daß auch ganze Wohnviertel brannten. In dieser Phase der „Battle of Britain" ist zum erstenmal gegen den Grundsatz, nur militärische Ziele anzugreifen, erheblich verstoßen worden.

Einsiedel: Haben Sie zu diesem Zeitpunkt, also Anfang September, noch an das Unternehmen Seelöwe geglaubt?

Steinhoff: Nein. Wissen Sie, das war alles so handgestrickt, was man da an der Kanalküste sah: Vom Flugzeug aus sah ich in den Häfen von Antwerpen und Dünkirchen die Lastkähne in Pulks zusammengeschleppt und sagte mir gleich: Das kann doch nicht wahr sein. Mit den Dingern wollen die da rüber! Zur selben Zeit übten bei Calais die Infanteristen, mit Schlauchbooten ein bißchen herauszupaddeln. Das ganze hatte einen verdammt amateurhaften Charakter. Wir dagegen flogen dauernd über diesen Kanal hinweg und wußten, daß die das da unten so nicht schaffen würden. Wir diskutierten das alles, obwohl wir nur wenig Zeit dazu hatten. Für mich und meine Kameraden war nämlich die „Battle of Britain" der Teil des Krieges, der uns am meisten anstrengte. Es war der härteste Teil des Krieges. Der Verschleiß an Körper- und Nervenkraft war ungeheuer. Wir wußten: Wenn wir fliegen, bleibt mindestens einer drüben. Wenn nicht zwei. Wenn nicht du selbst. Trotzdem flogen wir jeden Tag zweimal rüber. Da blieb zu grundsätzlichen Diskussionen kaum noch Zeit.

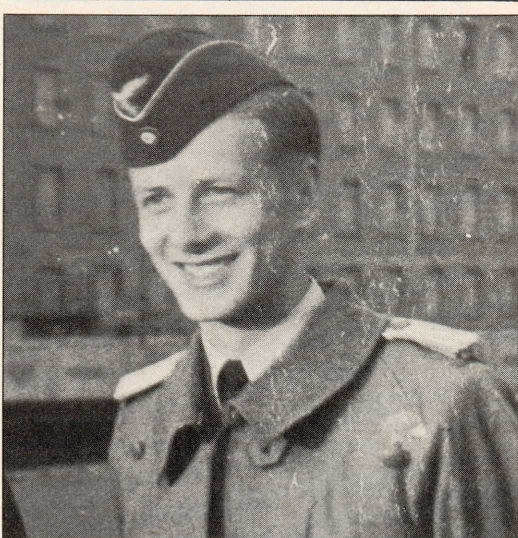
Klicker: Warum haben Sie alle das eigentlich weitergemacht?

Steinhoff: Das kann man gar nicht so ohne weiteres auflösen. Wenn man als unorientierter Mensch in der Maschinerie drinhängt und dauernd mit dem Zwang lebt, am nächsten Morgen wieder fliegen zu müssen, sofern kein Nebel ist, dann denkt man ausschließlich daran. Und was konnten wir schon lesen? Den Frontbericht – weiter nichts!

Klicker: Und wenn Sie nachdachten, dachten Sie dann an den Erfolg oder ans Überleben?

Steinhoff: Nein, an den Erfolg hat im Verlauf der „Battle of Britain" von uns niemand mehr gedacht. An den Erfolg hat man vielleicht geglaubt in ganzen kurzen Augenblicken des Luftkampfes selbst; in diesen ganz kurzen Momenten, wo man vollgepackt war mit jenem Jagdinstinkt. Aber dann mußte man zurück. Am Ende der „Battle" – schon um den 15. September herum – waren wir wie ausgemergelt. Da habe ich erfahrene Flugzeugführer im Morgengrauen hinter ihr Flugzeug gehen und kotzen sehen: Wenn das Telefon läutete und es hieß „Start in 15 Minuten."





Jagdflieger Einsiedel, heute freier Schriftsteller: „Wir flogen, wie andere Autorennen fahren"

Klicker: Aber es gab Kampf-Pausen. Es gab sogar Kurzurlaub. Haben Sie dann mit Ihren Kameraden darüber geredet, ob das Versprechen Ihrer Führung, das Unternehmen Seelöwe wirkungsvoll vorzubereiten, überhaupt einlösbar sei?

Steinhoff: Aber selbstverständlich! Wir sahen nur keine anderen Mittel, die wir noch zusätzlich hätten haben können. Wir hatten ja im August diese Phase, wo wir über der Insel verhältnismäßig unbehelligt blieben. Aber schon da haben wir gesagt: Wenn die nicht bald etwas tun, ist das vorbei! Das Jahr geht zu Ende, bald kommt die Schlechtwetterzeit . . . aber die Zeit verstrich. Gleichwohl vermochten wir keine konkreten Vorstellungen zu entwickeln, was zu tun wäre.

Klicker: Dann blieb also offensichtlich dem fliegenden Personal der Jagdwaffe nur dieses von Ihnen beiden bereits erwähnte ritterliche Bewußtsein, die Kameradschaft in der Luft auch mit dem Gegner, und sonst nichts?

Steinhoff: Lassen Sie mich als Antwort ein Erlebnis erzählen. Später, in Italien, habe ich im Verlauf eines Luftkampfs ein paar Lightnings abgeschossen – an meinem Geburtstag 1943. Einen der Piloten habe ich gefangen genommen. Der blieb über Nacht bei mir, bevor er am nächsten Tag ins Gefangenenlager marschierte. Der Kamerad hat selbstverständlich meinen Geburtstag mitgefeiert. Wir haben dabei auch ganz sachlich über unseren Luftkampf gesprochen wie zwei Sportsleute. Er war furchtbar besoffen, aber er hat genau gewußt, was er während des Kampfes falsch gemacht hatte. Er hat dann nachts mit in meinem Zelt geschlafen. Plötzlich wurde ich wach und erschrak bei dem Gedanken, daß der vielleicht abhauen könnte. Daraufhin habe ich ganz vorsichtig meine Füße gegen seinen Kopf gestreckt, wovon er aufwachte. Und er sagte: „Mach Dir keine Sorgen, ich renne nicht weg! Es ist so schön bei euch." Das gibt es nur unter Fliegern. Unter Panzersoldaten kann ich mir so etwas kaum vorstellen.

Mit anderen Worten, auch in diesem modernen technologischen Zweiten Weltkrieg hat es in manchen Phasen noch Ritterlichkeit und fairen Zweikampf gegeben. Gerade später in Rußland, wo die großen Jagdgründe der deutschen Jagdflieger lagen. Ob wir da ritterlich gewesen sind, weiß ich nicht. Ich sehe nicht in die Seele sowjetischer Piloten hinein. Jedenfalls ist es uns nie gelungen, sie in unsere Gemeinschaften und Verbände nach dem Kriege hineinzuziehen. Da gibt es Alliierte, Japaner, Deutsche – die Sowjets haben auf unsere Einladung nicht einmal geantwortet. Bei den Piloten der westlichen Alliierten gibt es eine ähnliche Einstellung zum Metier, vielleicht zur ganzen Fliegerei, wie bei uns.

Einsiedel: Wenn ich den Gegner erwischt hatte, und er konnte noch mit dem Fallschirm aussteigen, dann habe ich selbstverständlich nicht auf ihn geschossen, denn in diesem Augenblick war der Mann vollkommen wehrlos.

Klicker: Und heute? Ist die Jagdfliegerei, ist der Jagdflieger mit seinem ritterlich-sportlichen Ehrenkodex nicht im modernen Krieg überholt?

Steinhoff: Ach, das haben wir auch gedacht – bis zum Yom-Kippur-Krieg. Aber wenn Sie heute nach Israel gehen, dann werden Sie entdecken, daß die israelischen Jagdflieger etwa so behandelt werden wie wir damals, wie wir Stars, die wir damals die Ritterkreuze trugen. Diese Israelis sind die Helden der Nation. Über den Golan-Höhen und am Suezkanal hat es noch einmal den Jagdkampf gegeben, wie im Zweiten Weltkrieg. Nach wie vor ist die Zeit der Jagdflieger nicht vorüber. □

Britischer Jagdeinsitzer Vickers Supermarine Spitfire IA



Triebwerk: ein Rolls-Royce Merlin III Zwölfzylinder – Reihenmotor, 1030 PS
Bewaffnung: acht 7,7 mm Browning MG starr in den Tragflächen
Höchstgeschwindigkeit: 588 km/h in 5795 m Höhe
Steiggeschwindigkeit: 762 m/min
Normale Reichweite: 636 km
Startgewicht: 2395 kg
Spannweite: 11,23 m
Länge: 9,12 m

Deutscher Jagdeinsitzer Messerschmitt Bf 109 E-3

Triebwerk: ein Daimler Benz DB 601A V-Motor, 1100 PS
Bewaffnung: drei 20 mm Kanonen und zwei 7,9 mm MG
Höchstgeschwindigkeit: 570 km/h in 3750 m Höhe
Steiggeschwindigkeit: 954 m/min
Normale Reichweite: 660 km
Startgewicht: 2450 kg
Spannweite: 9,90 m
Länge: 8,70 m



KÖNIGE
AUF DER FLUCHT

Eine Königin schrieb im Luftschutzkeller einen „Aufruf an mein Volk", ein König ritt jeden Tag frech an den deutschen Besatzern vorbei, ein anderer floh über die verschneiten Wege seines Landes – Beispiele für die Verwirrung, die Hitlers Blitzkriege nicht bloß unter den Völkern Europas, sondern auch unter deren Monarchen anrichtete. Adrian Wells berichtet vom Schicksal der Herrscherhäuser im Kriege.

„Auf Befehl ihres Königs", rief der französische Ministerpräsident Paul Reynaud mit tragischer Stimme in die Mikrophone, „hat die belgische Armee bedingungslos kapituliert! Mitten in der Schlacht, und ohne seinen englischen und französischen Waffenkameraden eine Warnung zukommen zu lassen, hat der belgische König den deutschen Divisionen den Weg nach Dünkirchen geöffnet!"
So zynisch und verlogen das war – Monsieur Reynauds Radioansprache vom 28. Mai 1940 hat das Signal zu einer Kampagne gegeben, die zehn Jahre später den belgischen König Leopold III. zum Thronverzicht zwang.
Die von Hitlers ungestümem Vormarsch überraschten Franzosen und Engländer griffen die belgische Kapitulation nur allzu bereitwillig als Erklärung für das ihnen so Unerklärliche auf. Reynaud, und anschließend auch Churchill vor dem Parlament, machten den 39jährigen König für den schmachvollen Rückzug ihrer Truppen verantwortlich – und diese erste Verleumdung blieb auch dann noch haften, als Weygand, der französische Oberbefehlshaber, und Churchill in ihren Kriegsmemoiren die historische Situation in Belgien richtigstellten.

Woge von Haß

Reynauds Worte klingen heute doppelt infam, denn heute weiß man, daß er den Belgiern in ihrer aussichtslosen Lage nur noch eine französische Division gelassen hatte, daß die Engländer – ohne Wissen Leopolds – längst ihren Rückzug in Dünkirchen vorbereiteten, und daß der zu-







Oben: Prinzessin Liliane, die Frau König Leopolds von Belgien
Mitte: Leopold III. von Belgien mit dem Thronfolger Baudouin
Unten: Königin Wilhemina vor den Mikrofonen der BBC im Londoner Exil
Gegenüberliegende Seite: Ein Bild, das durch die Weltpresse ging. König Haakon von Norwegen auf der Flucht

ständige französische Befehlshaber sehr wohl über die bevorstehende Kapitulation unterrichtet worden war – der betreffende Funkspruch erreichte ihn nur nicht, weil General Blanchard sein Hauptquartier gerade wieder einmal zurückverlegte. Eine Woge von Haß ergoß sich damals über den jungen Mann auf Belgiens Thron, der es überdies nicht fertigbrachte, seiner Regierung nach England zu folgen, „um den Kampf von dort weiterzuführen", sondern an der Vorstellung festhielt, als Oberbefehlshaber der belgischen Armee das Schicksal seiner Soldaten teilen zu müssen.

Die Frage, ob ein König, als Symbol staatlicher Souveränität, nicht in die Hände des Feindes fallen dürfte, konnte gerechterweise nur individuell beantwortet werden; im allgemeinen war sie so wenig zu bejahen wie die Frage, ob ein Monarch seine Untertanen im Stich lassen sollte.

Zum gleichen Zeitpunkt – Ende Mai 1940 – hatte der 68 Jahre alte König Haakon VII. von Norwegen ein Beispiel für das Verhalten von gekrönten Häuptern geschaffen, deren Völker von den Deutschen überfallen wurden. Am 9. April 1940 hatte er seiner Regierung nahegelegt, das deutsche Ultimatum *nicht* anzunehmen, und befand sich seitdem auf einer grotesken Flucht durch abgelegene Täler und Fjorde seiner Heimat, verfolgt von deutschen Bombern und Fallschirmjägern – jedoch: den Geist des Widerstandes entfachend, was von der westlichen Welt als „heroisch" und „beispielhaft" empfunden wurde.

Als Norweger und Engländer, Polen und Franzosen am 28. Mai 1940 in einer ersten gemeinsamen Anstrengung die schwache deutsche Besatzung aus dem nördlichen Erzhafen Narvik warfen, durfte König Haakon sogar hoffen, wenigstens diesen Teil seines Landes halten zu können.

„Doch ausgerechnet an diesem stolzen Tag", berichtet ein Begleiter des Königs, „erreichte uns die Nachricht von der belgischen Kapitulation!"

Mit dem königlichen Widerstand war es vorbei, das alliierte Narvik-Expeditionskorps wurde in Frankreich gebraucht, Haakon VII. mußte auf einem englischen Kreuzer sein Land verlassen.

Auf dem Bahnhof Euston in London erwarteten ihn King George VI. und Winston Churchill. Der lange, hagere Norwegerkönig und sein Sohn, Kronprinz Olav, wurden umjubelt wie mittelalterliche Heldenfiguren, und sagenhaft war, in der Tat, was sie auf ihrer 60 Tage langen Flucht durchgestanden hatten.

Beliebt beim Volk

Der ehemalige Dänenprinz saß seit 35 Jahren auf dem beschaulichen norwegischen Thron und erfreute sich einer stillen, aber tiefgehenden Beliebtheit bei seinem Volk.

Um Mitternacht des 8. April 1940 arbeitete er noch im Schloß in Oslo, ein Witwer seit 1938, der Schwierigkeiten mit dem Schlaf hatte, als sein Adjutant ihn mit der Nachricht erschreckte, daß deutsche Kriegsschiffe in die Bucht der Hauptstadt einliefen.

Gleich darauf dröhnten Kanonenschüsse, und das Licht ging aus.

In späteren Publikationen ist viel von dem Erstaunen die Rede, das das Auftauchen der Deutschen verursachte; tatsächlich waren die Norweger eher darauf gefaßt, Besuch aus England zu erhalten.

Die wichtigsten Staatsakten waren aus Vorsicht gerade ausgelagert worden, nun raffte der König seine persönlichen Papiere und Wertsachen zusammen und ließ seinen Sohn und dessen Familie alarmieren, die außerhalb von Oslo lebten.

Um 4 Uhr 30 verlas der deutsche Gesandte Dr. Bräuer ein 19 Seiten langes Ultimatum der Reichsregierung, aber der norwegische Außenminister weigerte sich schlicht, es auch nur entgegenzunehmen. Bräuer hatte Auftrag aus Berlin, sich der Person des Königs zu versichern, das merkten die Norweger bald.

Im Morgengrauen des 9. April entwickelten sich schwere Schießereien im Hafen. Um 6 Uhr 45 traf Kronprinz Olav mit Familie ein, zehn Minuten später war der königliche Hofstaat unterwegs zum Osloer Ostbahnhof. Dort bestiegen, mit der Königsfamilie, die meisten Minister und die wichtigsten Abgeordneten des Storting (Parlament) einen Sonderzug nach Halmar, der um 7 Uhr 23 losfuhr.

Im Abteil des Königs stand ein unscheinbarer Koffer, der bündelweise Banknoten verschiedener harter Währungen enthielt – er verschwand schon, als der Sonderzug auf dem Weg in die 150 Kilometer entfernte Fluchtstadt von einem Fliegeralarm gestoppt wurde.

In Halmar debattierte der Storting, ob es denn einen Sinn hätte, gegen das mächtige Deutschland Krieg zu führen. Die Meldung, daß die Deutschen Oslo schon besetzt hätten, verbreitete so viel Mutlosigkeit, daß der König sich zum erstenmal in eine Parlamentsdebatte einmischte und für Widerstand plädierte.

Abends fuhren König, Parlament und Regierung weiter nach Elverum, 30 Kilome- ▷

ter in Richtung der schwedischen Grenze. König Haakon und Olav verabschiedeten sich dort von der Kronprinzessin, die mit ihren Kindern „vorläufig" nach Schweden gehen sollte. Fünf Jahre später erst sahen sie sich wieder.

In der kleinen Stadt Elverum erreichte den König eine Nachricht des deutschen Gesandten Dr. Bräuer, der „dringend" um eine Unterredung bat. Die um die Sicherheit des Königs besorgten Mitglieder der Regierung waren peinlich berührt, daß die Deutschen auch diesen Aufenthaltsort schon kannten. Gerüchte liefen um, ein Fallschirmjägerangriff sei jeden Augenblick zu erwarten. So fuhren König und Kronprinz in der Dunkelheit noch weiter nach Nybergsund, noch einmal 50 Kilometer und dicht an der schwedischen Grenze.

Das war ein winziger Gebirgsort mit einem kleinen Gasthof, in dem es einen einzigen geheizten Raum gab. Die Szenerie war mehr als gespenstisch. Der Kronprinz schlief am Tisch ein, der König tröstete Minister und Abgeordnete, die ihm ängstlich gefolgt waren.

Mit nassen Hosen im Schnee

Als auch er in ein Bett gehen wollte, hatten sich einige Volksvertreter bereits in die vorhandenen Schlafmöglichkeiten geteilt – ein Adjutant des Königs mußte sie wieder aus den Kissen jagen.

Der König legte sich, vollangekleidet in eine Generalsuniform, nieder. „Ich will nicht", erklärte er, „daß mich die Deutschen im Pyjama gefangennehmen – und fotografieren."

So ging der erste Fluchttag – der 9. April 1940 – zu Ende. Es war noch einer der angenehmsten.

Am 10. April nachmittags traf sich der König in der Volksschule von Elverum mit Dr. Bräuer, der eine neue norwegische Regierung unter Quisling anerkannt haben wollte und die Rückkehr des Herrschers nach Oslo verlangte.

Die Antwort fiel so aus, daß die deutsche Luftwaffe am Tag darauf Elverum in Schutt und Asche legte.

Wiederum war der König nach Nybergsund ausgewichen, aber auch dieser versteckte Ort wurde am Abend von den Deutschen gefunden und bombardiert. König und Kronprinz flüchteten in den Wald und lagen anderthalb Stunden frierend und mit nassen Hosen im Schnee. So ging das pausenlos weiter.

Auf dem Weg nach Lillehammer, wo noch norwegische Truppen kämpfen sollten, geriet die Wagenkolonne wiederum in einen Luftangriff, machte kehrt und landete im Zollhaus von Drevsjø an der schwedischen Grenze. Verrückterweise traf dort ein Telegramm aus London, von der polnischen Exilregierung, ein: „Good luck and good fortune in your fight against the aggressors!"

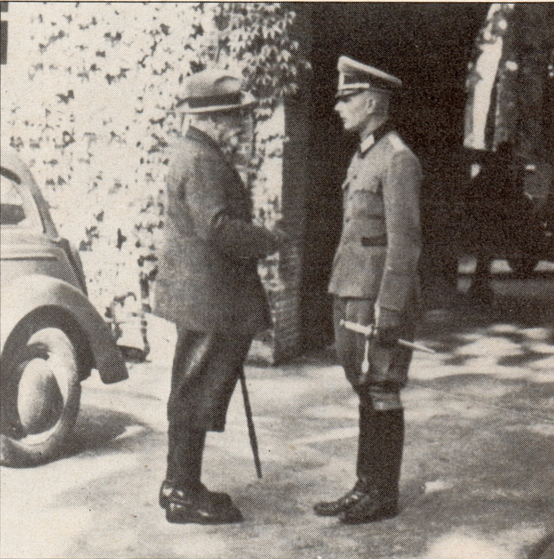
Etwas zu essen wäre dem König lieber gewesen. Nur Minuten vor dem nächsten Luftangriff rettete sich die königliche Party auf schwedisches Gebiet – der zuständige schwedische Grenzkommandant guckte einfach weg – und kehrte 20 Minuten später zurück, um erneut den Weg nach Lillehammer zu wagen. Sie kamen nie dort an, verirrten sich in verschneiten Berggegenden, wurden ständig von Gerüchten umgeleitet, verloren unterwegs die Hälfte der Minister, litten Hunger, nächtigten buchstäblich auf kalten Fußböden, erreichten schließlich auf dem Einöd-Bahnhof Hjerkin einen Zug aus Trondheim und versteckten sich, aus Furcht vor deutschen Agenten, im leeren Postwagen. Sie landeten in Otta, wiederum an der schwedischen Grenze, und während der König ein Hotelzimmer bekam und, zum erstenmal nach einer Woche, wieder ohne Uniform schlief, sprangen auf der Straße vor dem Ort deutsche Fallschirmjäger ab.

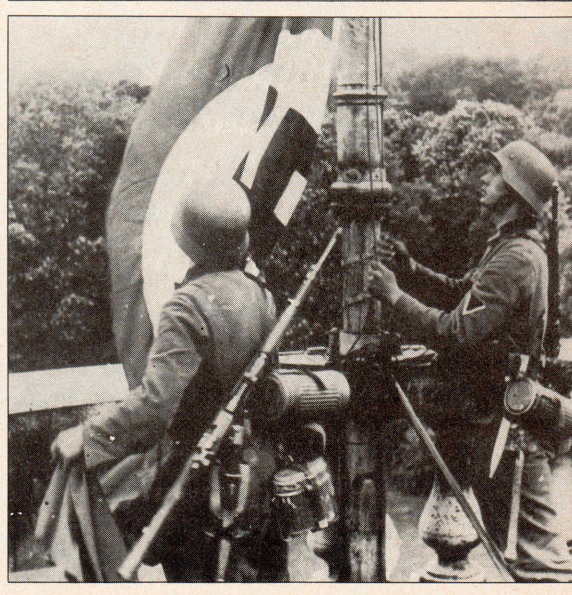
Die Belagerung dauerte sechs Tage, dann gelang es dem König und seinem Sohn, über Romsdal nach Andalsnes durchzubrechen. Unterwegs sprang ihnen ein Infanterieoffizier vor den Wagen und schwenkte einen Koffer – es waren die im Sonderzug verschwundenen königlichen Privat-Millionen. Ein Mirakel, das sich nie aufgeklärt hat. Der ganze April und der Mai vergingen mit unerklärlich genauen Luftangriffen auf die klein gewordene Reisegesellschaft. Flugblätter bedeckten das Land und versprachen hohe Belohnungen für die Ergreifung des Königs: Tot oder lebendig!

In Molde nahm der englische Kreuzer Glasgow die Gesellschaft auf und brachte sie nach Tromsö, wo sie 36 Tage in zwei Chalets oder im nahegelegenen Unterstand verbrachte, je nach Luftlage.

Und von hier holte der Kreuzer Devonshire den König und seinen Sohn endgültig ab. Das Schiff war so lange schon im Einsatz, daß ihm der Proviant ausgegangen war. Als der König den Kommandanten händereibend um ein „original englisches breakfast" bat, bekam er einen trockenen Biskuit angeboten. Er konnte es nicht fassen.







Oben: Die geflohenen Majestäten und Regierungschefs als Gäste König Georgs VI. im Buckingham-Palast (v. l. n. r.) Königin Wilhelmina (Niederlande), Frau Beneš (Tschechoslowakei), König Peter (Jugoslawien), Königin Elisabeth (England), Beneš (Tschechoslowakei), König Haakon (Norwegen) und Raczkiewicz (Polen)
Mitte: Ex-Kaiser Wilhelm II. in Doorn im Gespräch mit einem deutschen Besatzungsoffizier
Rechts: Prinzessin Liliana und Prinz Bernhard der Niederlande nach der Flucht

Unten: Deutsche Soldaten hissen die Hakenkreuzfahne auf dem königlichen Schloß in Laeken (Belgien)





Was hatte der norwegische König nun erreicht?
De facto nicht mehr als König Leopold III. von Belgien.
Doch er hatte ein, in der damaligen Situation der Alliierten, nicht hoch genug einzuschätzendes Beispiel von Unbeugsamkeit geboten, das Leopolds Vernunfthandlung zu einem Akt der Schande herabsetzte.
Vollends ins Abseits aber stellte den belgischen König seine benachbarte Kollegin Wilhelmina, die 60 Jahre alte Königin der Niederlande.
Sie war in der Nacht des deutschen Einmarsches in ihrem Schloß Huis ten Bosch, am Rande von Den Haag. Kurz vor Mitternacht wurde sie von ihrem militärischen Adjutanten, Oberst Phaff, geweckt und mit ihrer Tochter Juliane (der heutigen Königin), ihrem Schwiegersohn Prinz Bernhard und ihren Enkelinnen in die Luftschutzunterkünfte im Park geschickt. Unter dem Vorwand, die Luft sei so schlecht, daß ihm übel werde, schlich Prinz Bernhard bald wieder ins Schloß zurück und legte sich ins Bett. Er wußte, daß der holländische Generalstab schon oft einen Tip aus Berlin bekommen hatte, jedoch nie etwas geschehen war. So glaubte er auch diesmal nicht, daß seine ehemaligen Landsleute kommen würden. Doch es war der 10. Mai 1940.
Um 4 Uhr morgens waren die Würfel gefallen. Die Nachrichten über deutsche Fallschirmjäger und Sonderkommandos in holländischen Uniformen jagten sich und verbreiteten Panik in Huis ten Bosch. Prinz Bernhard erschien in der Uniform seines Leibregiments und brannte darauf, selbst ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Er beneidete König Leopold III., der am 1. September 1939 bereits den Oberbefehl über die belgische Armee übernommen hatte. Vor ein paar Wochen erst war er in Den Haag gewesen und hatte versichert, daß er beim ersten Schuß in seinem Hauptquartier zu finden sei.
Auch von König Haakon VII. war zu dieser Zeit lediglich bekannt, daß er heldenhaft irgendwo in Norwegen gegen die deutschen Invasoren „kämpfte".

König Christian ärgert die Deutschen

Selbst der bald 70jährige Christian X. von Dänemark saß noch in Kopenhagen und ärgerte die Deutschen, indem er furchtlos jeden Morgen durch die Stadt ritt.
Nach England zu fliehen, das kam am 10. Mai 1940 noch niemandem in den betroffenen Königshäusern in den Sinn.
Auf der Flucht befand sich an diesem Morgen nur die Großherzogin von Luxemburg. Sie hatte ihr Schloß eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der Deutschen verlassen und geriet, auf dem Weg nach Paris, mit ihrer Wagenkolonne in erste Flüchtlingsströme, dabei wurde sie sogar

von deutschen Tieffliegern beschossen, wie die durchlöcherte Karosserie ihres Wagens bei der Ankunft an der Seine bewies.
Auf derart erregende Erlebnisse mußte Prinz Bernhard vorerst verzichten. Von militärischer Seite wurde der königlichen Familie im ersten Morgengrauen nahegelegt, in den besser zu verteidigenden Palast Noordeinde in Den Haag umzuziehen, da immer mehr deutsche Fallschirmjäger vom Himmel fielen.
Königin Wilhelmina saß bald darauf in einem neuen Luftschutzkeller und schrieb auf den Knien einen Aufruf „An mein Volk!"
Da es so aussah, als ob der Palast jeden Moment von deutschen Fallschirmjägern gestürmt werden könnte, erkundete Prinz Bernhard eine Möglichkeit, seine Frau – die Thronfolgerin – und seine Kinder an einen Ort zu bringen, der größere Sicherheit bot.
Am 11. Mai brachte er sie in einer waghalsigen Autofahrt nach Ijmuiden, wo englische Zerstörer lagen. Er hoffte, nach geglückter Überfahrt sofort zurückkehren und, an der Seite seiner Schwiegermutter, den Kampf fortsetzen zu können. Doch es kam alles ganz anders.
Schon bei der Ausfahrt verfehlte eine deutsche Fliegerbombe den Zerstörer nur ganz knapp, und als Bernhard und Juliane in England eintrafen, mußten sie erfahren, daß Holland von den Deutschen so gut wie eingenommen worden sei.
Königin Wilhelmina telefonierte aus dem Palast in Den Haag am Abend des 12. Mai mit dem König von England und ließ ihn Kanonen- und Maschinengewehrfeuer hören. George VI. beschwor sie, sofort nach London zu kommen, der Buckingham-Palast stehe ihr zur Verfügung.
Sie habe nicht vor zu kapitulieren, sagte sie, sondern werde sich, an der Spitze ihrer Truppen, kämpfend nach Süden zurückziehen, „so wie es König Albert einst getan hat!" Das war herzergreifend und fern jeder Realität.
Am Vormittag des 13. Mai verließ Wilhelmina ihr Stadtschloß, begleitet von einer Hofdame, zwei Adjutanten, einem Ordonanzoffizier, dem Vizepräsidenten des Staatsrates, einem Minister und dem Direktor des Kabinetts. Man reiste in zwei Wagen, denen lediglich Polizisten voranfuhren, und versuchte nach Vlissingen oder Zeeuws-Vlaandern durchzukommen. Die Fahrt endete aber schon in Hoek van Holland, und es sah wie Zufall aus, daß auch hier noch ein englischer Zerstörer auslaufbereit lag.
Die Begleiter der Königin schätzten die Lage wohl realistischer ein und hatten offenbar Vorkehrungen getroffen, die eigenwillige alte Dame auf dem kürzesten Wege nach England zu retten – wo sich fast die gesamte holländische Regierung befand. Unter dem Vorwand, nur an der Küste entlangfahren zu wollen, und unterstützt von einem neuen deutschen

Keine Ehrenwache

Berlin, 26. März 1940
An den Oberbefehlshaber des Heeres

Der Fall „Gelb" wird Truppen der 18. Armee in Berührung mit dem Wohnsitz des ehemaligen deutschen Kaisers in Schloß Doorn bringen.
Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat für das Verhalten der Wehrmacht folgendes angeordnet:
I. Der Schloß Doorn als erster berührende Truppenteil hat durch Abordnung eines geeigneten, gewandten Offiziers – nicht General – Verbindung mit dem ehemaligen Kaiser . . . aufzunehmen und folgende Erklärung abzugeben.
1) Der ehemalige Kaiser und sein gesamter Hausstand genießt den Schutz der deutschen Wehrmacht in gleicher Weise wie jeder andere deutsche Staatsangehörige.
2) Schloß Doorn und seine nähere Umgebung wird von deutschen Truppen nicht belegt und gestört werden . . .
II. Für das Verhalten der Stäbe und Truppen gelten folgende Gesichtspunkte:
1) Besuche oder Meldungen von Wehrmachtsangehörigen einschl. Führern und Truppenkommandeuren aller Dienstgrade beim ehemaligen Kaiser kommen nicht in Frage.
2) Ehrenwachen und Posten sind nicht zu stellen . . .
4) Etwa seitens des ehemaligen Kaisers geäußerte Wünsche . . . sind dem Führerhauptquartier zur Entscheidung zu melden . . .
Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht
gez. Keitel

Bombenangriff, schafften sie die Königin an Bord des englischen Zerstörers und liefen sogleich aus.
Wilhelmina befahl dem englischen Kommandanten, den holländischen Konteradmiral in Vlissingen von ihrer Ankunft in Kenntnis zu setzen. Doch er bedauerte: es sei ihm strikt verboten, Funkverbindung mit dem Festland aufzunehmen.
„Das war eine sehr enttäuschende Mitteilung", schreibt Wilhelmina in ihren Memoiren. Die Frage hätte nahegelegen, was der englische Zerstörer überhaupt in Hoek van Holland suchte, wenn er sich mit den holländischen Stäben nicht in Verbindung setzen durfte. „Guter Rat war teuer", schreibt die Königin, „wir befanden uns jetzt auf hoher See, und zurück konnten wir nicht."
Also ließ sie sich nach England bringen. „Dort konnte ich dann beurteilen, wann und an welchen Ort ich ins Vaterland zurückkehren könnte . . ."
Mit anderen Worten: Es ist nur ein Zufall gewesen, daß die holländische Königin nicht handeln konnte wie ihr belgischer Nachbar. Und sie hat es ihren besonnenen Begleitern zu verdanken, daß sie nicht schon zwei Wochen vor König Leopold III. „an der Spitze ihrer Truppen" die weiße Fahne zu hissen brauchte. „Ich war mir natürlich voll und ganz bewußt, welchen bestürzenden Eindruck dieses Weggehen zu Hause machen würde, aber da es das Landesinteresse erforderte, sah ich mich verpflichtet, die Schmach dieser scheinbaren Flucht auf mich zu nehmen."
In Harwich stand schon ein Sonderzug bereit, und am Bahnhof in London erwartete sie King George VI. „mit meinen ganz entsetzten Kindern."
Prinz Bernhard hatte seine eigene Auffassung von dem, was das „Landesinteresse" erforderte. Er wartete nur noch die nächste Proklamation seiner Schwiegermutter ab („Unser Herz ist bei unseren Landsleuten im Vaterland, die schwere Zeiten durchmachen werden."), dann fuhr er zurück in das umkämpfte Holland und blieb bis zu den Endkämpfen in Frankreich bei seinen Truppen.
Königin Wilhelmina aber ermächtigte am nächsten Tag schon ihren Oberbefehlshaber, General Winkelman, zu kapitulieren, „falls der weitere Kampf unnötiges Blutvergießen bedeutet."
Nichts anderes tat König Leopold III., doch er wurde zum Sündenbock abgestempelt. Man verdächtigte ihn öffentlich, abwarten zu wollen, ob Hitler den Krieg nicht doch gewinne. Seine Schwester, die Prinzessin von Piemont, war dazu auch noch mit dem italienischen Kronprinzen verheiratet, und Italien erklärte ausgerechnet an dem Tag, an dem Haakon VII. in London eintraf, England und Frankreich den Krieg.
Aber irgendwann wurde auch der ruhmreiche König von Norwegen gefragt, warum denn sein älterer Bruder Christian X. von Dänemark innerhalb von zwei Stunden das Ultimatum Hitlers akzeptiert habe und, ganz so, als sei Dänemark nicht von deutschen Soldaten besetzt, in Kopenhagen weiterlebe, ja sogar jeden Widerstand untersage.
Haakon VII. antwortete: „Ich weiß, daß mein Bruder insgeheim denkt wie ich, und wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, Widerstand zu leisten, dann hätte er es sicher getan." Eine königliche Antwort.
Doch es gab noch einen König, der nach England eingeladen worden war und das Angebot ablehnte, sogar einen Kaiser. Ein Ex-Kaiser. Das war Wilhelm II., der seit 1918 im holländischen Exil lebte.
Zu dem 80jährigen kam am Nachmittag des 12. Mai 1940 der Bürgermeister von Doorn und überbrachte ihm die Einladung der englischen Regierung zur Übersiedlung, „unter Gewährung aller den Majestäten zustehenden Ehren für die Dauer des Krieges."
Der alte Kaiser antwortete: „Ich denke nicht daran, den Engländern in ihrem politischen Schachspiel gegen Deutschland zu dienen." Da war etwas Wahres dran.

Jahrgang

EREIGNISSE DER ZEIT –1940– IM SPIEGEL DER PRESSE

ER SOLL IHNEN KEIN LEID ANTUN

Die Geschichte eines großen Bildes

Mrs. Mary Couchman, ein 24jähriger Luftschutzwart in einem kleinen Dorf der Grafschaft Kent, saß in ihrem Unterstand und rauchte eine Zigarette. Sie ruhte sich zwischen zwei Fliegeralarmen aus.
Plötzlich ertönten die Sirenen aufs neue. Sie sah, wie ihr kleiner Junge mit zwei Freunden in einiger Entfernung spielte. Die Zigarette noch in der Hand, stürzte Mrs. Couchman aus ihrem Unterstand. Während sie rannte, begannen die Bomben zu fallen. Die Kinder, Johnny Lusher, 4, Gladys Ashsmith, 7, und ihr vierjähriger Sohn Brian standen auf der Straße, verängstigt vom Heulen und dumpfen Aufschlag der Bomben.
Mrs. Couchman schloß die Kinder in ihre Arme, neigte sich über sie und beschützte sie mit ihrem eigenen Körper. Immer noch fielen Bomben, nur wenig entfernt. Sie beugte sich nieder, um die Kinder vor Splittern und herumfliegenden Trümmern zu bewahren.
Ein Fotograf des Daily Mirror war zur Stelle, als sich der Zwischenfall abspielte. Er schoß dieses Bild. Später, nachdem die Flugzeuge davongeflogen waren, sagte er zu Mrs. Couchman: „Sie sind eine tapfere Frau."
„Oh, das war nichts weiter. Irgendjemand mußte sich ja um die Kinder kümmern," erwiderte sie.
Aus: Daily Mirror vom 17. 10. 1940



Johnnie, Gladys und Brian darf nichts passieren: Mary Couchman beugt sich über ihre Schützlinge

In den Schlagzeilen:

Pétain

Ein Satz machte eine Armee und einen General im Weltkrieg unsterblich.
Der Satz hieß „Sie kommen nicht durch."
Die Armee war die französische; der General Henri Petain, der den Schlachtruf von Verdun erhob und ihn verwirklichte.

So war es natürlich, das Petain an die Spitze Frankreichs gerufen wurde, als die deutsche Armee letzten Monat in Paris einrollte. Beobachter glaubten, Petain werde seinen alten Kriegsruf erheben, werde Frankreich vielleicht erneut zu wundersamem Widerstand sammeln.
Stattdessen rief er zur Kapitulation Frankreichs – seiner Armee, seiner Kriegsmarine und der überwiegenden Mehrheit seiner Gebiete.
Letzte Woche erhielt Petain alle Vollmachten vom Parlament, um die französische Regierung nach autoritären Richtlinien wieder zusammen zu schweißen. Wurde er als Gallionsfigur aufgestellt, um für einen Laval oder einen Weygand geradezustehen, genau wie Hindenburg in seinen letzten Amtsjahren von Hitler als Vordermann benutzt wurde? Die Zeit wird es zeigen.
Die Zeit ist mit Petain freundlich umgegangen. Als letzter der Marschälle Frankreichs ist er jetzt 84 Jahre alt. Trotz seiner hohen Jahre hat er die meisten seiner gewohnten Züge beibehalten. Er spricht wenig und gewöhnlich in kurzen, scharfen Sätzen.
Vor dem Krieg lebte er schlicht in einer kleinen Wohnung nahe dem Invaliden-Dom mit seinem regulären Sold von 150.000 Francs. Man nimmt an, daß er kein Vermögen besitzt. Seine einzige Bekannte Liebhaberei ist das Gärtnern. Er hat eine Ehefrau und einen Stiefsohn.

Im letzten Weltkrieg machte er sich bei der französischen Armee als der humanste unter den französischen Generälen beliebt. Später wurde er mehrmals zum Dienst gerufen. Er „befriedete" 1925 Abd-el-Krim in Marokko. 1931 war er Generalinspekteur zur Verteidigung Frankreichs gegen Luftangriffe. Nach den Pariser Unruhen von 1934 war er Kriegsminister im Kabinett für nationale Einheit. Letztes Jahr wurde er zum außerordentlichen Botschafter beim Franco-Regime in Spanien ernannt.

Aus: Chicago Tribune, Juli 1940



„Sie kommen nicht durch!": Marschall Philippe Petain, hier als Sieger von Verdun im Jahr 1917



23 Jahre später ruft Marschall Petain zur Kapitulation Frankreichs. Wird er eine Gallionsfigur Hitlers?

Hess: Nach dem Krieg kommt der Sozialismus

Der 1. Mai in Deutschland

(Telegramm unseres O-Korrespondenten) **Berlin, 2. Mai**

Der 1. Mai ist dieses Jahr sang- und klanglos als ein Ruhetag für die sonst schon stark genug in Anspruch genommene Arbeiterschaft durchgeführt worden. Die wenigen Aufrufe, die durch Presse und Rundfunk gingen, gipelten in der Ermahnung zu einer fortgesetzten Kraftanstrengung, um damit die Grundlage für einen militärischen Sieg zu sichern.

So erklärte der Führer der deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, als Pflicht der „ganzen deutschen Nation Mann und Frau vom höchsten Greisenalter bis zum Jüngsten unseres Volkes zu schaffen und zu arbeiten", damit außer dem Brot auch genügend Waffen und Munition erzeugt würden.
In einer Rede, die er in den Krupp-Werken in Essen hielt, rührte Reichsminister Rudolf Hess die Kriegsgegner, die Bankiers und andere Kapitalisten, die Ausbeuter und die Juden zu einem großen Brei zusammen, um das alles in Gegensatz zum Sozialismus zu bringen, dessen Sieg gesichert sei, wenn Deutschland den Krieg gewinne. Jetzt sei es die Hauptsache, daß Geschütz um Geschütz, Panzer um Panzer, Flugzeug um Flugzeug an die Wehrmacht abgeliefert würden, und daß sich die Werften mit U-Booten füllten. Er, Rudolf Hess, habe selber in den Werkstätten die Leute gesehen, wie sie schufteten, oft bis zur Grenze dessen, was ein Mensch noch zu leisten vermöge. Aber niemand dürfe erlahmen, denn auch das gehöre zum Kampf des nationalsozialistischen Reiches gegen den Weltkapitalismus. Sobald der Krieg vorbei sei, werde der Sozialismus herrschen, und der Arbeiter habe dann eine Gewähr dafür, daß er nie wieder zum Ausbeutungsobjekt plutokratischer Unterdrücker herabsinke.

Aus: Neue Zürcher Zeitung (Schweiz) vom 3. 5. 1940

BRIEFKASTEN

Luftwaffe Milch

Es fällt mir auf, daß der Bursche, der die deutsche Luftwaffe aufgebaut hat, ja ein ganz kluger Kerl gewesen sein muß, denn Deutschland durfte ja gar keine haben.
Ich habe gehört, daß er einige Luftasse des letzten Krieges zu Hilfe holte. Doch man hört nicht viel über ihn. Können Sie mir mehr sagen? schreibt GINGER aus Liss, Hants.



ANTWORT: Milch hieß der Bursche - Erhard Milch.
Er war Direktor der Deutschen Lufthansa und Göring trug ihm die Pläne für eine mächtige deutsche Luftwaffe vor, die nach dem Versailler Vertrag natürlich verboten war.
Dann wurde Ernst Udet, ein Kriegsas, angeheuert. Er und Milch machten sich an den Aufbau der Luftwaffe, wie wir sie jetzt kennen.
*Als Basis benutzten sie die Fliegersektion der Hitler-Jugend – 100.000 Mann stark –, den Luftsportverband und den Luftschutzbund. Wir sollten derweil in glückseliger Ahnungslosigkeit darüber bleiben, daß in Deutschland auf dem Gebiet der Lufttätigkeit irgendetwas vor sich ging. 1937 unternahmen Milch und Udet eine Besichtigungstour von britischen Luftwaffenzentren und Flugzeugfabriken. **Welche Wonne!***

Aus: Daily Mirror (London) vom 6. 10. 1940

Londoner Kinos schließen um 9 Uhr abends

Von heute ab schließen die Kinos in London um 9 Uhr abends. Dies wurde den Mitgliedern des Verbandes der Filmtheater für London und die Home Counties als „vorübergehende Maßnahme im Interesse der Sicherheit des Publikums und der Angestellten" empfohlen.

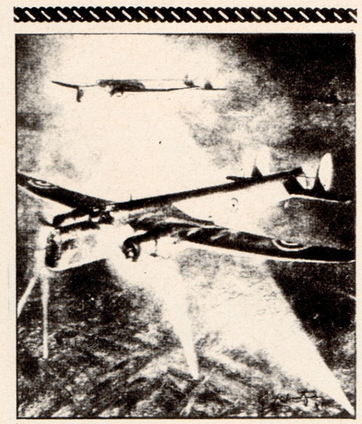
Aus: Daily Mirror (London) vom 11. 9. 1940

„Zum Schauen bestellt..."

Luftschutz-Turmbeobachter – der Türmer des modernen Krieges

Wenn in alter Zeit die Heerbanne in Fehde lagen und Stadt und Land vom Feinde bedroht waren, dann ward auf hoher Zinne die Wache aufgestellt, mit mächtigem Hornblasen den herannahenden Feind zu melden. Auch der moderne Krieg und sein modernster Teilabschnitt, der Luftkrieg, hat seinen „Türmer", der nach Goethes Lynkeus-Worte zum „Schauen bestellt" ist. Neulich nachts haben wir einen dieser modernen Türmer einen Besuch abgestattet.

Ob der Tommy heute kommt? Da heulen auch schon die Sirenen, anfangs eine Art Posaunen des Jüngsten Gerichts empfunden, heute schon zur „vertrauten Melodie" geworden. Wir steigen nach oben. Kurze Begrüßung mit den Männern von der Polizei, die dort zum Schutze der Stadt und ihrer Menschen aufgebaut sind. Längst haben die Männer durchs Telefon ihre Meldung nach der Befehlsstelle des zivilen Luftschutzes gegeben: Flakfeuer in der und der Richtung!



Im Scheinwerferlicht unserer Luftabwehr: Mit solchen Bombern des Typs „Whitley" versuchen die Briten, bei Nacht ins Reichsgebiet einzufliegen.

Heute Nacht ist nichts von alledem zu beschicken. Der Tommy hat einen Bogen um Hamburg gemacht und ist weiter in die Nordmark vorgestoßen. Da die Meldung: Feindliche Flugzeuge im Anflug. Auf dem Rückflug aus anderen Nordmark-Gauen. Es sind nur wenige. Und schon flammt der Feuerschein der schweren Artillerie am Himmel auf, schillert die bunte Leuchtspur der leichten Flak. Lange dauern Konzert und Feuerwerk des Krieges diesmal nicht. Der Feind hat Hamburg „geschnitten" wegen der Hölle über der „pulverisierten" Metropole der deutschen Weltgeltung. Ein leichtes Blitzen noch, ein schwaches Brummen – aus ist für diesmal der Reigen und der Brite sieht zu, daß er nach Hause kommt, nach Plutokratien zurück. Wir steigen wieder herab, fahren heim. Zu Hause sagt die Hausgemeinschaft sich und dem Luftschutzkeller gerade gute Nacht... Seht, liebe Hamburger, so wacht auch der zivile Luftschutz über euch, euer Leben!

Aus: Norddeutsche Nachrichten vom 12. 8. 1940

Rund um den Michel

Die Verdunkelungszeit wurde heute auf Stunden von 21.45 bis 4.45 Uhr festgelegt

Wiener Geschmack auch in der Dunkelheit.

Wien, im Januar

Die Verdunkelung hat „über Nacht" eine neue Großindustrie entstehen lassen. In den dunklen Gassen sieht man plötzlich Blzmen, Tiere Abzeichen usw. aufleuchten. Eine Massenerzeugung hat auf einem neuen Gebiet eingesetzt... Das notwendigste Material für die Herstellung von Leuchtblumen ist die Leuchtfarbe... Die wirtschaftliche Bedeutung und die Verwendbarkeit der Leuchtfarben, die ja heute noch immer erst in ihrem Anfangsstadium stehen, läßt sich noch nicht klar übersehen. Immerhin geht ihre große Verwendbarkeit schon aus nachfolgenden Ziffern hervor: während bis Ausbruch des gegenwärtigen Krieges in ganz Großdeutschland nur rund 100 Personen mit der Herstellung von Leuchtfarben beschäftigt waren, sind es derzeit, nach Schätzungen, bereits mehr als 10.000, wovon ein Fünftel auf Wien entfallen dürfte.

Aus: Neues Wiener Tagblatt vom 11. 1. 1940



Meldungen aus dem Reich

Kein Ausfall des Schulunterrichts

Berlin, 4. November (DNB)

Da der 9. November allgemeiner Arbeitstag ist, fällt auch der Unterricht in den Schulen nicht aus. Der Bedeutung des Tages wird, wie im Vorjahre, in den einzelnen Klassen gedacht werden.

Meldung des Deutschen Nachrichtenbüros

Kriegsverdienstkreuz für Rüstungsarbeiter

dnb. **Berlin,** 14. 11.

Auf Vorschlag des Oberbefehlshabers des Heeres, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch, verlieh der Führer das Kriegsverdienstkreuz an eine größere Zahl besonders verdienter Gefolgschaftsmitglieder von Rüstungsbetrieben des Heeres. Die Auszeichnungen wurden im Rahmen von Betriebsappellen durch die Rüstungsinspekteure bzw. durch die Rüstungskommandeure in feierlicher Form überreicht. Die Beliehenen haben sich in langen Jahren durch aufopfernde treue Arbeit in ihren Betrieben für die Herstellung der Waffen, Munition und sonstiger Kriegsgeräte des Heeres eingesetzt. Sie haben dadurch zu ihrem Teil mitgeholfen, die hervorragende Leistung zu schaffen, mit der das deutsche Heer von Sieg zu Sieg geeilt ist.

Meldung des Deutschen Nachrichtenbüros

Bei allen Kündigungen Zustimmung des Arbeitsamtes!

Berlin, 24. Dezember

In letzter Zeit haben Wehrmachtsangehörige, deren Entlassung bevorstand oder die Arbeitsurlaub erhalten hatten, ihr Arbeitsverhältnis ohne Zustimmung des Arbeitsamtes, entgegen den arbeitseinsatzmäßigen Erfordernissen, gekündigt. Der Reichsarbeitsminister, hat deshalb angeordnet, daß auch zum Wehrdienst einberufene Gefolgschaftsmitglieder ebenso wie die Unternehmer das Arbeitsverhältnis nur mit Zustimmung des Arbeitsamtes kündigen können.

Aus: Völkischer Beobachter vom 25. / 26. 12. 1940

Die Beutezüge der Brüder Saß

Angriff auf 9 Millionen Mark Reparationsgelder

daz. **Berlin**, 16. 1. Mit der Aburteilung der Brüder Saß, die am Freitag vor der 4. Strafkammer wegen versuchter und vollendeter Diebstähle und wegen Devisenvergehens erscheinen müssen, kommt ein Kapitel der Kriminalgeschichte des letzten Jahrzehnts zum Abschluß, in dem sich die Verfolgungsbehörden vor außergewöhnliche Schwierigkeiten gestellt sahen. Die Sachlage war kurz zusammengefaßt diese: Die Polizei wußte so gut wie alles über schwerste Straftaten der Brüder Saß, vermochte aber niemals eine für die damaligen Gerichte ausreichende Beweiskette um sie zu schließen.

Der Bankeinbruch am Wittenbergplatz

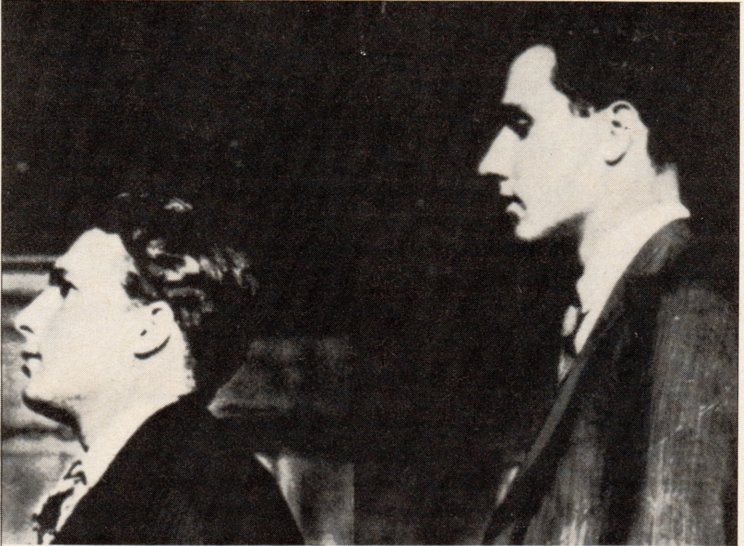
Selbst im Falle des meistbesprochenen Unternehmens der Saß, dem Einbruch in die Stahlkammer einer Großbankfiliale am Wittenbergplatz, war ihnen von der Polizei nichts für die früheren Gerichtsverhältnisse Schuldüberzeugendes nachzuweisen. Der Polizei blieb nichts weiter übrig, als die beiden Saß auf Schritt und Tritt zu überwachen, um dabei doch irgendeinmal zu unwiderleglichen Beweismöglichkeiten zu kommen und vor allem um ihre Beutepläne zu durchkreuzen. Das war ein mühsamer Weg, weil den Verbrechern durch den Großeinbruch am Wittenbergplatz 150 000 Mark in Bargeld, Noten und Devisen in die Hände gefallen waren, so daß sie über reichliche Mittel verfügten, die es ihnen ermöglichten, ihre Tatspuren auf raffinierte Weise zu verwischen..

„Gastspiel" in Dänemark

Dennoch führte die gekennzeichnete Taktik der Polizei in der Wirkung doch nach langem Wege zum ersehnten Erfolg. Es war schon wichtig, daß die Brüder Saß, weil sie sich von der deutschen Polizei sehr gestört fühlten und in Deutschland doch nichts „Richtiges" mehr anpacken konnten, ihr Tätigkeitsfeld nach Dänemark verlegten. Tatsächlich führten sie hier mehrere Tresoreinbrüche durch, mußten sich dann aber bald davon überzeugen, daß die dänische Polizei ihnen vollkommen gewachsen war. Die dänische Rechtspflege verfolgt seit langem in der Unschädlichmachung von Schwerverbrechern neuzeitliche Wege und schickte die Brüder Saß für vier Jahre ins Gefängnis. Die deutschen Behörden meldeten sofort ihr Verlangen nach Auslieferung der Brüder Saß im Anschluß an die Verbüßung ihrer dänischen Strafe an. Im Verlaufe des nun einsetzenden Ermittlungsverfahrens blieb Franz Saß bei seinem alten Verfahren des hartnäckigen Schweigens. Erich Saß jedoch wurde gesprächig

Flucht nach dem Mißerfolg

Mit welcher Unverschämtheit die Brüder Saß ihre Verbrechen anlegten, ist allgemein bekannt aus den Vorgängen am Wittenbergplatz. Es gehört schon einiges dazu, einen drei Meter langen und einen Meter hohen Stollen bis zu einer Tresorwand unterirdisch unbeobachtet vorzutreiben und dann mit dem Schneidbrenner in den Tresorraum einzudringen. Ähnlich mühsam war das Vordringen der Brüder Saß auch zu anderen Stahlkammern. Dem Tresorraum der Reichsbahndirektion am Schöneberger Ufer kamen die Verbrecher erst in vierzehntägiger Tätigkeit näher durch Vorbereitung eines Weges aus einem Geräteraum durch die Decke. Beim entscheidenden letzten Vorstoß in der Nacht zum 6. März 1928 wurden sie aber von einem Wächter gehört und mußten fliehen. Hier wären sie an eine Beute von einer Million Mark herangekommen. Noch verwegener war ein Einbruchsversuch in die Oberfinanzkasse. Hier drangen die Verbrecher vom Garten des Landesfinanzamts in die Kellerräume ein und vermochten die sehr schwere Tresortür zu durchschneiden. Dahinter mußten sie aber durch eine zweite Tür mit Alarmvorrichtung. Obwohl sie äußerst vorsichtig zu Werke gingen und es dahin brachten, daß die Alarmglocke nur einen ganz kurzen Augenblick anschlug, veranlaßte doch der Wächter die unverzügliche Alarmierung der Polizei. Auch in diesem Fall blieb den Brüdern Saß nichts weiter übrig als die rasche Flucht.



Die Polizei wußte alles: Franz und Erich Saß bei ihrem ersten Prozeß 1931 auf der Anklagebank

Endlich kaltgestellt

Vermutlich kommen in der Hauptverhandlung gegen die Brüder Saß noch andere ähnliche Vorgänge zu Sprache. Oft genug glückten ihnen Streiche. Zeugnis dafür legt ab ihre lebemännische Aufführungsweise in Luxuslokalen. Auch für ihre kostspieligen Auslandsreisen nach schönen Plätzen wie Nizza konnte ihnen nur aus verbrecherischen Handlungen Geld zur Verfügung stehen, da sie niemals ernsthaft gearbeitet haben. Grundsätzlich wichtig an der nunmehrigen Kaltstellung dieser Verbrecher ist die Gewißheit, daß die im heutigen Staat gewonnene strafe Zusammenarbeit zwischen Polizei und Gerichten die Wiederholung eines im Grunde bis zur Lächerlichkeit peinlichen Spiels erkannter Verbrecher mit juristischen Formeln unmöglich ist, wenn sich überhaupt noch solche Verbrechen ereignen sollten, wie sie die Brüder Saß sich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten. lux

Aus: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 16. 1. 1940

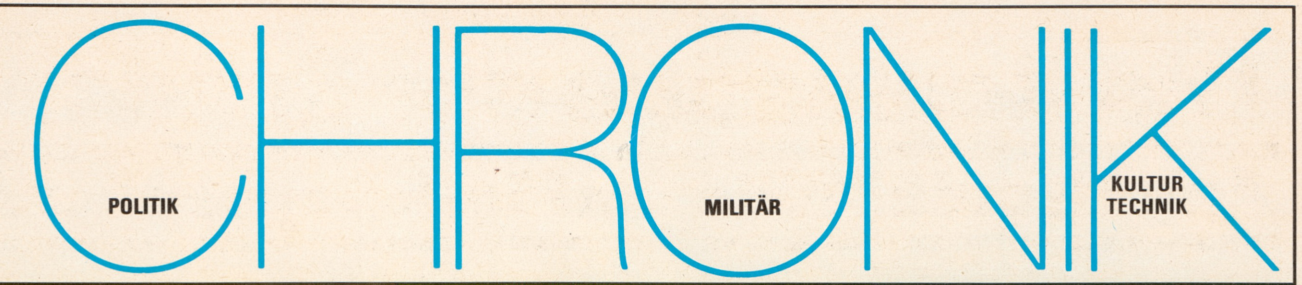
"ROLFI SOLLTE EINRÜCKEN"



Treue Helfer unserer Soldaten: Mit Munition, Verbandszeug und eiserner Ration wartet Meldehund Tasso auf sein Kommando

Der Hundehändler und Dresseur Heinrich H. machte sich den Bedarf der Heeresverwaltung an reinrassigen Schäferhunden betrügerisch zunutze, um mühelos Geld zu verdienen. Er suchte Hundebesitzer auf, stellte sich als „Beauftragter" zu Assentierung und Requirierung von brauchbaren Hunden vor und nahm die für „tauglich" befundenen gleich mit. Für jeden Schäferhund zahlte er 25 RM oder brachte einen minderwertigen zausigen Bastard als „Ersatz". Durch diese betrügerische Täuschung konnte der Schwindler acht Schäferhunde herauslocken, die er um 40 bis 90 RM verkaufte. Eine Kaufmannsfrau wollte ihren geliebten Rolfi nicht gleich ausliefern, sie bestellte den Händler für den nächsten Tag. Als ihr Mann aus dem Geschäft heimkam, fand er seine Frau in Tränen aufgelöst vor. Sie schluchzte: „Rolfi muß zum Militär!" Erkundigungen des Kaufmanns über die ihm bedenklich scheinende Art der Requirierung führten zur Aufdeckung des Schwindels.

Aus: Neues Wiener Tagblatt vom 7. 11. 1940



1941

1. 3.: Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt
4./5. 3.: Hitler hat den jugoslawischen Prinzregenten Paul auf dem Berghof zu Gast und ermuntert ihn, dem Beispiel Bulgariens zu folgen und sein Land ebenfalls dem Dreimächtepakt anzuschließen
5. 3.: Hitler erläßt die „Weisung Nr. 24 über Zusammenarbeit mit Japan". Das Ziel „der durch den Dreimächtepakt begründeten Zusammenarbeit" soll es sein, „Japan so bald wie möglich zum aktiven Handeln im Fernen Osten zu bringen".
25. 3.: Jugoslawien, vertreten durch seinen Ministerpräsidenten Cvetković, tritt in Wien dem Dreimächtepakt bei


Reichsaußenminister v. Ribbentrop empfängt seinen japanischen Kollegen Matsuoka

26. – 30. 3.: Staatsbesuch des japanischen Außenministers Yosuke Matsuoka in Berlin. Es ist die letzte diplomatische Veranstaltung von Bedeutung, die im Dritten Reich stattfindet
27. 3.: Staatsstreich in Jugoslawien: die Regierung Cvetković wird gestürzt, Prinzregent Paul geht ins Ausland. Antideutsche Demonstrationen in Belgrad
3. 4.: Freitod des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Teleki aus Protest gegen den deutschen Druck auf Ungarn, am Kampf gegen Jugoslawien teilzunehmen
4. 4.: Nach seiner Rückkehr aus Rom (Besprechungen mit Mussolini und Graf Ciano, Empfang durch den Papst – „Der bedeutendste Mann, dem ich in Europa begegnet bin") erneute Aussprache des japanischen Außenministers Matsuoka mit Hitler und von Ribbentrop in Berlin
6. 4.: Unterzeichnung eines sowjetisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrags in Moskau
10. 4.: Proklamation eines unabhängigen kroatischen Staates. Am 15. 4. erkennen Hitler und Mussolini den Staat Kroatien und Ante Pawelić, den bisher in Italien lebenden Ustaschaführer, als Staatschef an
19. 4.: Hitler empfängt in seinem Sonderzug König Boris von Bulgarien. Bei der Unterredung geht es um den künftigen Anteil Bulgariens an den Eroberungen in Jugoslawien und Griechenland. Ähnliche Themen sind Gegenstand der Unterredung Hitler - Ciano am 20. 4.

1./2. 3.: Das RAF Bomber Command greift Köln mit über 100 Flugzeugen an. Am 3./4. 3. wird der Angriff wiederholt

2. 3.: Ab 06.00 Uhr rücken Verbände der deutschen 12. Armee von Rümänien aus in Bulgarien ein

4. 3.: Beginn der Operation „Lustre": Transport britischer Heeresverbände nach Griechenland. Bis zum 24. 4. werden 58 000 Mann überführt

12./13. 3.: 316 deutsche Flugzeuge werfen 303 t Sprengbomben und 1 782 Brandschüttkästen auf Liverpool-Birkenhead. Das RAF Bomber Command greift Hamburg und Bremen an

13. 3.: „Richtlinien auf Sondergebieten zur Weisung Nr. 21" (Unternehmen „Barbarossa") des Chefs OKW regeln die zukünftige Verwaltung der zu besetzenden sowjetischen Gebiete

27. 3.: Um 13.00 Uhr Besprechung bei Hitler in der Reichskanzlei. Er verkündet seinen Entschluß, „Jugoslawien militärisch und als Staatsgebilde zu zerschlagen." Abends Unterzeichnung der „Weisung Nr. 25": Blitzkrieg gegen Jugoslawien in Verbindung mit dem Angriff auf Griechenland, der vom 1. 4. auf den 6. 4. verschoben wird

6. 4., 05.15 Uhr: Beginn des Überfalls auf Jugoslawien und Griechenland, ohne Kriegserklärung, am Sonntag. Belgrad wird von den Geschwadern der deutschen Luftwaffe bombardiert

8./9. 4.: 237 deutsche Flugzeuge werfen 315 t Sprengbomben und 710 Brandschüttkästen auf Coventry. Stärkerer britischer Luftangriff auf Kiel: 84 Tote

11. 4.: Hitler trifft mit seinem Sonderzug in Tauchen-Schauereck ein. Bis zum

25. 4. Standort des Führerhauptquartiers auf der Strecke Wiener Neustadt – Graz

17. 4.: Die jugoslawische Armee kapituliert. Gesamtzahl der jugoslawischen Kriegsgefangenen: 344 000 Mann

17./18. 4.: 249 deutsche Flugzeuge werfen 346 t Sprengbomben und 1 280 Brandschüttkästen auf Portsmouth. 118 britische Bomber werden gegen Berlin eingesetzt, nur wenige erreichen das Ziel

30. 4.: Abschluß der Besetzung des griechischen Festlandes einschließlich des Peloponnes. Insgesamt 223 000 griechische und 21 900 britische Kriegsgefangene. Die Griechen werden entlassen. Deutsche Verluste im Balkanfeldzug: 2 559 Tote, 5 820 Verwundete, 3 169 Vermißte

1. 3. – 30. 4.: Deutsche U-Boote versenken im Atlantik 89 alliierte Handelsschiffe mir insgesamt 496 526 BRT

1. 3. – 30. 4.: Verluste der britischen Zivilbevölkerung durch deutsche Luftangriffe: 10 429 Tote und 11 694 Verletzte

9. 3.: In Stuttgart schlägt Deutschlands Fußball-Nationalmannschaft die Schweiz mit 4:2. Der Dresdener Helmut Schön „in Uniform" schießt die beiden ersten deutschen Tore zum 1:0 und 2:1
16. 3.: Anläßlich des Heldengedenktages unterzeichnet Hitler den „Erlaß über die Bestellung eines Generalbaurats für die Gestaltung der deutschen Kriegerfriedhöfe"
19. 3.: Im Düsseldorfer Stadtbad holt sich die Deutsche Anni Kapell den Weltrekord im 200 Meter Brustschwimmen zurück. Mit 2:55,5 bleibt sie eine halbe Sekunde unter dem bestehenden Rekord
20. 3.: Reichsjugendführer Axmann besichtigt das erste Reichsausbildungslager der Hitler-Jugend für den Führernachwuchs auf dem Gebiet der Wehrertüchtigung: Während des Krieges seien bislang 500 000 Jugendliche „auf den soldatischen Einsatz vorbereitet worden"
21. 3.: Im Hamburger Ufa-Palast wird der Hans-Albers-Film „Karl Peters" uraufgeführt, in dem „Leben, Kampf und Abenteuer des deutschen Kolonialpioniers aus großdeutscher Sicht dargestellt werden." Prädikat: Staatspolitisch und künstlerisch wertvoll, kulturell wertvoll, volksbildend, jugendwert
26. 3.: Reichsleiter Alfred Rosenberg eröffnet in Frankfurt/Main das „Institut zur Erforschung der Judenfrage" und ernennt den Parteigenossen Dr. Wilhelm Grau zum Institutsleiter
28. 3.: Adolf Hitler zeichnet die Fliegerin Hanna Reitsch als erste Frau im 2. Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse aus
30. 3.: In Königsberg gewinnt Deutschland den Länderkampf im Amateurboxen gegen Schweden mit 12:4. Einziger k.o.-Sieger: Hein ten Hoff im Schwergewicht
4. 4.: Uraufführung des Tobis-Films „Ohm Krüger" mit Emil Jannings in der Hauptrolle. Bei den Internationalen Filmkunstwochen 1941 in Venedig erhält der Film den Pokal Mussolini für den besten ausländischen Film


Emil Jannings als Ohm Krüger im gleichnamigen Film mit Hedwig Wangel als Königin Viktoria

20. 4.: Am 9. 3. in Stuttgart noch 4:2 Sieger, verliert Deutschlands Auswahl das 25. Fußball-Länderspiel gegen die Schweiz in Bern mit 1:2

DIE PK PROPAGANDA KOMPANIEN

Ein deutscher Pilot ist auf einem englischen Acker notgelandet und zwingt die Bauern, seine Maschine wieder flottzumachen – eine Szene aus einem deutschen Propagandafilm

Den Feind verwirren – die Heimat stärken

Das war etwas für schneidige Kerls. Immer vornweg bei den kämpfenden Truppen. Fotos schießen, Filme drehen, spannende Berichte schreiben. Dahinter stand der einfache Gedanke: Man braucht kein Nazi zu sein, um gute Kriegspropaganda zu machen. Hauptsache man versteht sein Handwerk. Hanns-Karl Kubiak berichtet über den Einsatz der PK im ersten Kriegsjahr.



Kriegspropaganda ist keine Erfindung von Goebbels gewesen. Seit es Kriege gibt, gibt es auch Männer, die darüber berichten.
Die großen Feldzüge fanden ihre Darsteller in der Antike wie im Mittelalter und in der Neuzeit. Und von einer Generation zur anderen wurde die Lehre weitergegeben, daß es oftmals leichter sei, die Moral des Gegners mit Worten zu erschüttern als mit Waffen.
Zur Wissenschaft jedoch, zum Riesenapparat der Beeinflussung, wurde die Propaganda erst im 19. und 20. Jahrhundert. Krimkrieg 1853–56, amerikanischer Bürgerkrieg 1861–65, Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870/71 – das gab Schreibern, Zeichnern und Fotografen genug Arbeit. Der Erste Weltkrieg trieb die Propagandamaschine gewaltig voran. Und als der Zweite Weltkrieg begann, stand den deutschen PK-Einheiten schon ein reicher Erfahrungsschatz zur Verfügung. Und entsprechende „Solisten".
Die, die dazugehörten, waren zum Teil bekannt oder sollten es nach 1945 werden. PK-Berichter waren z. B. Karl Holzamer (ZDF), Henri Nannen („stern"), Werner Höfer (WDR), Jente von Lessow (Butler Martin), Herbert Reinecker („Kommissar"-Autor), Horst Slesina (Chef einer Werbeagentur). Die Schriftsteller Ernst Jünger, Rudolf Hagelstange, Ernst Glaeser, Walther Kiaulehn. Die Zeichner Szewczuk und Hicks. Auch Peter von Zahn gehörte dazu, Curt W. Marek (C. W. Ceram, der Autor von „Götter, Gräber und Gelehrte") und der Verleger Ernst Rowohlt (rororo).

Keine Propaganda – Parteigarde

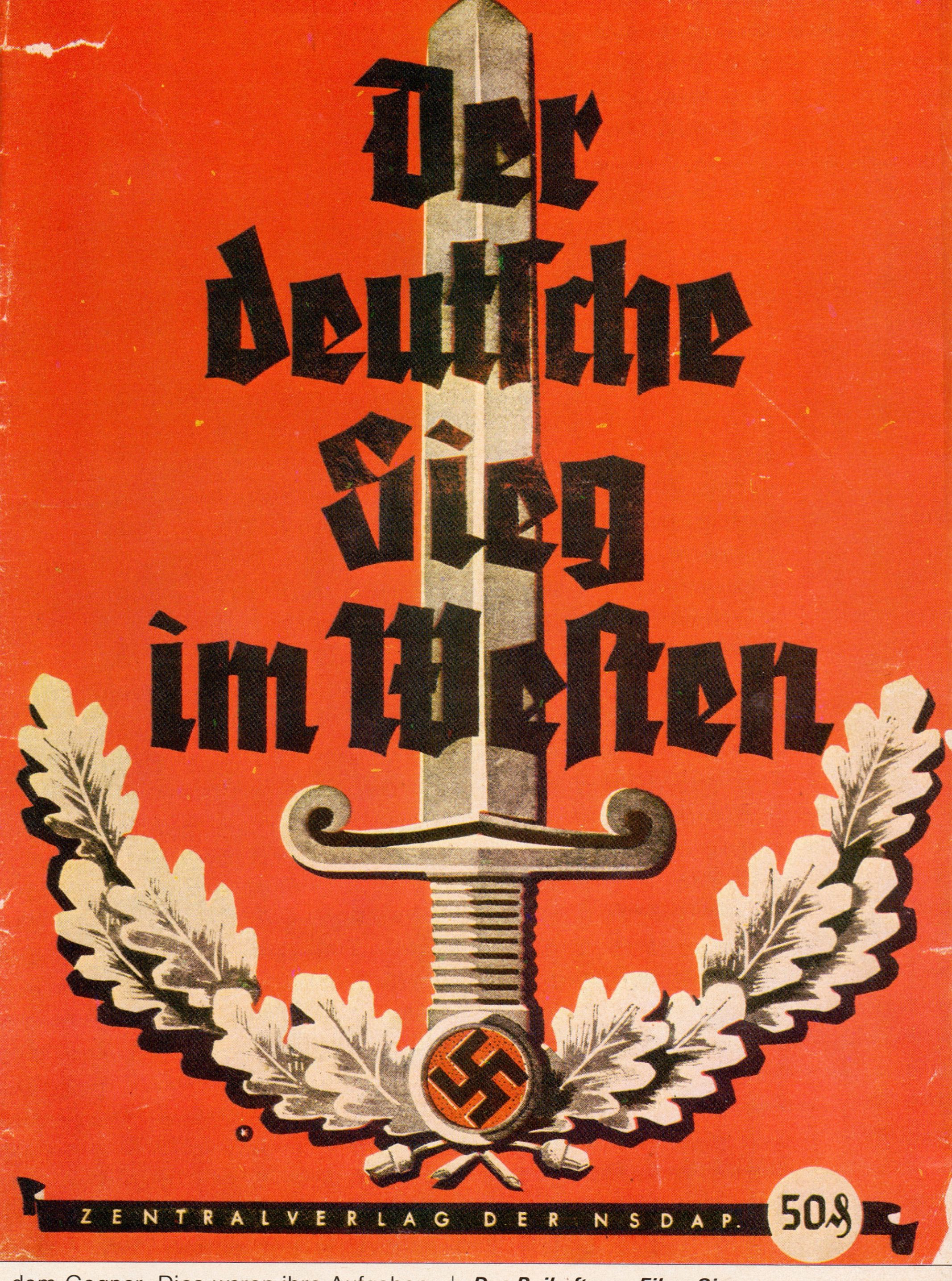
Joseph Goebbels fand diese Männer „seiner PK" geradezu klassisch. Waren sie doch „Männer des Geistes", von denen nach der Machtergreifung nur wenige übriggeblieben waren, während es an „Männern des Schwertes" natürlich überhaupt nicht mangelte. Dennoch gelang ihm eines nicht: Aus der PK eine „Propaganda-Parteigarde in der Wehrmacht" zu machen. Es gelang ihm andererseits auch nicht, diese Männer von der Waffe zu befreien. Sie alle mußten einen Wehrdienst ableisten. Das Reichskriegsministerium hatte verlangt: Über soldatische Dinge können nur soldatisch denkende (weil ausgebildete) Männer wirklichkeitsgetreu berichten. Das organisatorische Skelett der Propagandatruppen zu Beginn des II. Weltkrieges bestand demzufolge aus Reservisten und Teilnehmern des I. Weltkrieges. Sie erzogen auch später den Nachwuchs an Führungspersonal.
Propaganda sollte wirken durch Wort und Bild, Ton und Film. Einzusetzen war sie in der Heimat, an der Front und gegenüber dem Gegner. Dies waren ihre Aufgaben:

1. Stimmungsmache für Heimat und Front
2. Feindverwirrung durch sogenannte „Aktivpropaganda".

Im einzelnen war damit gemeint:

– Erhaltung der Opfer- und Wehrbereitschaft des Volkes
– Aufklärung über das Warum militärischer Maßnahmen
– Dämpfung von Unruhe im Volk
– Tarnung und Verschleierung eigener militärischer Überlegungen.

Der PK-Mann (Kriegsberichter) mußte alle einschlägigen Wissensgebiete beherrschen. Er mußte die militärische, politische und propagandistische Szene des Gegners kennen. Er mußte kriegsmäßig ausgebildet sein. Er war dazu bestimmt, Mittler zwischen Front und Heimat zu sein



Das Beiheft zum Film „Sieg im Westen" (oben das Titelblatt) enthielt Erlebnisberichte, Hintergrundschilderungen und auch Grundsätzliches über „Krieg und Film". Für 50 Pfennig wurde es an die Kinobesucher verkauft

Der Imponierstreifen

Der ehemalige PK-Mann Konstantin Röpke erzählt die Entstehungsgeschichte des Films „Sieg im Westen".

Der große Film des Wehrmachterfolges über Frankreich, Belgien, Holland und das Britische Expeditionskorps 1940, wurde mit militärischem Gepränge im berühmtesten Berliner Filmtheater, dem „Ufa-Palast" am Zoo uraufgeführt. Bis auf wenige Eingeweihte unter den begeisterten Premierengästen wußte man nichts von den erheblichen Kontroversen zwischen dem Oberkommando des Heeres und Hitler, durch welche die Herstellung des Spektakels begleitet und verzögert wurde. Für die Öffentlichkeit bedeutete „Sieg im Westen" nämlich einen Zusammenschnitt von Aufnahmen der Kameramänner der Propaganda-Kompanien und erbeuteter Filmstreifen französischer und britischer Filmreporter. Dieses Material bildete aber nur die breite Basis des Films, für dessen richtige Beurteilung doch noch mancherlei Probleme beachtet werden müssen.

Die wirklich sensationell und suggestiv wirkenden Teile waren nicht während der Kämpfe entstanden. Sie wurden nachgedreht, wobei allerdings die beteiligte Truppe, das Gelände, die eingesetzten Waffen, Tageszeit und Ablauf der Geschehnisse, ja sogar die aus den Gefangenenlagern remobilisierten Verteidiger der Wirklichkeit – wenige Wochen vorher – entsprachen. Anders hätte man nämlich kein abendfüllendes Filmwerk zusammenbringen können, in dem die wesentlichen charakteristischen Schwerpunkte des Westfeldzuges in historisch richtiger Folge vorgeführt wurden.

Obwohl zwar etwa 100 Kameramänner in den Propaganda-Kompanien von Heer, Luftwaffe, Kriegsmarine, Waffen-SS und in Sonder-Filmteams die eingesetzten Kampfverbände begleiteten, waren sie doch oft gerade in den entscheidenen Phasen nicht aufnahmebereit oder konnten nur Teilbereiche filmen, weil Feindbeschuß sie in Deckung zwang oder die Lichtverhältnisse nicht ausreichten. Für einen weiten Überblick des Kriegspanoramas bot sich nur selten Gelegenheit.

Die technische Ausrüstung der Berichter mit Kamera und Filmbüchse war schwer wie ein Maschinengewehr. Das Vorspringen mit angreifender Infanterie brachte schnell außer Atem. Außerdem bot es selten mehr als den eng begrenzten Umblicks-Horizont eines in Erdlöcher oder Bodenbewachsung gedrückten Schützen. Das gab für Filmaufnahmen nicht viel her. Die in Kassetten mitgeschleppten Rohfilme waren schnell „verschossen". Die wenigen vorhandenen stoßempfindlichen Tonaufnahmeapparaturen ließen sich überhaupt nur in auffälligen Kraftwagen auf dem Gefechtsfeld bewegen. In den räumlich eng bemessenen Panzern und Kampfflugzeugen tauschte selten ein Besatzungsmitglied mit dem PK-Filmberichter seinen Platz.

In den Nachaufnahmen wurden z. B. zwei Ereignisse wiederholt: Das Übersetzen über den Albert Kanal zum Nachstoß und Entsatz der auf dem Sperrfort Eben-Emael mit Lastenseglern gelandeten Fallschirmjäger. An der Somme wurde der handstreichartig gelungene Durchbruch der französischen Verteidigungsstellungen durch die Schützen von Rommels 7. Panzer-Division wiederholt. Als bei dieser Gelegenheit weitere mit Munition vollgeladene Waggons eines Munitionszuges ohne vorherige Warnung hochgejagt wurden, die noch vom Angriffsmorgen übriggeblieben waren – um alle Ereignisse korrekt nachzuspielen –, entging der General dabei nur um Haaresbreite dem Tod oder zumindest schwerer Verletzung.

Die Vorführung des Filmes vor Hitler endete nicht mit einem erhofften und erwarteten Lob. Er zeigte vielmehr überraschend wenig Interesse an marschierender, schanzender, stürmender Infanterie, anschleichenden und in Floßsäcke geduckten Pionieren, sondern forderte viel mehr Panzer und Massen von Artillerie. Tapferkeit und Einsatzbereitschaft strapazierter Soldaten waren für ihn selbstverständlich. Eine entsprechend breite Dokumentation erschien ihm überflüssig. Er wünschte durch den Siegesfilm Einschüchterung zu suggerieren, und das ließ sich nur durch überwältigende Massen an modernem Kriegsmaterial erreichen: riesige Panzerherden und immer wieder Batterien schwerster Artillerie, von denen auch die stärksten Stahlkuppeln der Maginot-Linie zermalmt wurden. Nicht marschierende, sondern motorisierte Kolonnen wurden verlangt. – Diese Imponierstreifen wurden dann befehlsgemäß – in Verfälschung des historischen Kriegsbildes 1940 – eingeflickt. □

und außerdem „ein bißchen mehr". Sein Standort war nie genau festgelegt. Beim Vor- und Rückmarsch hatte er stets dort zu sein, wo der Schwerpunkt der Ereignisse lag. Überall dort, wo sich militärisch Bedeutsames abspielte, hatte er dabeizusein. So ist es zu erklären, daß PK-Männer zwar allen Waffengattungen unterstellt waren – aber so gut wie frei von deren Befehlen.

„Schmalspur-Offiziere"

Bei Einsätzen hockten sie nicht abseits, sondern nahmen den Platz eines regulären Soldaten ein. Das war besonders dort notwendig, wo sie kleinen Kampfeinheiten zugeteilt waren, Panzern, Flugzeugen, Schnellbooten usw.

Vor dem Frankreichfeldzug wurden die noch ungedienten Berichter infanteristisch ausgebildet. Die meisten konnten deshalb noch nicht die für ihre Verwendung vorgesehenen Dienstgrade haben. Man stelle sich vor, ein PK-Mann wurde zu einem Generalstab kommandiert. Als einfacher Landser. Man hätte ihn nicht für voll genommen. So wurde der Sonderführer erfunden. Sonderführer mit dem Anschein eines Offiziersrangs. „Schmalspur-Offizier" nannten ihn die Aktiven.

Ein Kriegsberichter bei der Luftwaffe erzählt: „Wir trugen schmale Schulterstücke. Dadurch sollten wir uns von den regulären Offizieren unterscheiden. Die Schulterstücke eines Leutnants z. B. bestanden aus acht Litzen. Die des Sonderführers (Z) aus zwei. Was machten wir? Wir kauften uns die ‚echten' Apparate und trennten zwei Litzen ab. Auf Anhieb konnte man uns nicht mehr als ‚Schmalspurer' erkennen. Das taten wir nicht aus Angabe. Zweckmäßigkeit hatte den Vorrang. Als Sonderführer brauchte man nicht jeden Dienstgrad zu grüßen. Wir wären ja vor lauter ‚rechte Hand an die Kopfbedeckung' kaum zum Arbeiten gekommen."

Die große Zeit der PK begann im Frühjahr 1940, als der Feldzug gegen Frankreich vorbereitet wurde.

Am Westwall war wenig los. Der Zustand hieß „drôle de guerre" oder „Sitzkrieg". Die Franzosen hatten keine Lust zum Krieg und nahmen an, daß auch die Deutschen keine hätten. Die einen hockten hinter dem Westwall. Die anderen hinter der Maginot-Linie. Was also gab's für die PK zu tun? Sie machten „Stimmung".

Lautsprecher-Anlagen wurden installiert. Sprecher versicherten den Franzosen, daß die Deutschen nichts gegen Frankreich hätten. Neueste Pariser Schlager wurden gespielt. Sie wurden nach Zurufen der Franzosen aus Frankfurt besorgt. Brüllten die Franzosen „Parlez-moi d'amour", tönte bald darauf aus den Lautsprechern Lucienne Boyers Stimme: „Parlez-moi d'amour." ▷

Tendenz der PK: Eindämmung des allen unsympathischen Konflikts mit den Franzosen. Bestes Beispiel die deutsche Heereszeitung „Westwall-Bote". Sie wurde zur gegnerischen Stellung herübergeschossen. In der Zeitung war u. a. auch der Roman „André und Ursula" abgedruckt. Eine romantische Liebesgeschichte zwischen einem Franzosen und einer Deutschen. Als Goebbels Propagandaministerium (PROMI) plötzlich die weitere Veröffentlichung verbot, wußten die PK-Leute, daß es ernst wurde. Jetzt hieß es „Feindverwirrung" zu betreiben. Angriffsvorbereitungen deutscherseits vorzutäuschen bzw. undurchsichtig zu machen. Verstärkungen wurden angekündigt, die gar nicht eintrafen. Andererseits zeigte die „Großdeutsche Wochenschau" französisch-deutsche Verbrüderungsszenen am Oberrhein. Außerdem wurde verbreitet, Königin Wilhelmina der Niederlande wolle vermitteln, bevor es am Westwall zu Kampfhandlungen käme.

Es wird ernst

Acht Monate lang lagen sie sich gegenüber. Franzosen und Deutsche. Geschossen wurde kaum. Aber die PK war tätig. In suggestiver Beeinflussung. Irreführung. Täuschung. Die Unüberwindlichkeit des Westwalls wurde propagiert. Obwohl er noch nicht fertig war. Aber das war der Trick. Man wollte die Franzosen vor einem Angriff abschrecken. Die PK „baute" Westwall-Bunker. Starrend vor Waffen. Ausländische Journalisten wurden – auf Sichtweite – herangeführt. Sie berichteten dann vom unüberwindbaren Westwall. Der Dokumentarfilm „Westwall" wurde in aller Welt gezeigt. Man war beeindruckt. Immer wieder wurde verbreitet: „Wir greifen nicht an." Es konnte nicht Wunder nehmen, daß der einfache französische Soldat an der Wahrheit dieser Parolen nicht zweifelte. Und die Beeinflussung ging weiter. Unübersehbare Transparente der PK verkündeten den Franzosen: „Französischer Kamerad! Wir haben den Befehl, nicht zu schießen, wenn Ihr nicht angreift. Deutschland hat keinen Grund, gegen Euch Krieg zu führen. Denkt an England. England ist unser gemeinsamer Feind."

Solche Aktionen verfehlten nicht ihre Wirkung. Stimmte es doch, daß in den vordersten Linien kein Engländer zu sehen war. Auch der neue französische Sender „Camerade du nord", von dem die französischen Soldaten glaubten, daß er ein kommunistischer Geheimsender sei, überzeugte sie durch polemische Angriffe gegen „Albion" und Berichte über die deutsch-sowjetische Waffenbrüderschaft.

„Soldats Francais" hörten zu. Und glaubten. In Wahrheit stand der Sender bei Lörrach im Schwarzwald. Er war ein PK-Sender.





***Oben:** In den Heinkel-Bombern flogen die Kriegsberichter als Bordschützen mit*

***Unten:** Kameraleute mit Handkameras begleiteten die Einsätze der Sturmtruppen im Frankreichfeldzug*

Die Männer verstanden ihr Handwerk. Als im Frühjahr 1940 der deutsche Aufmarsch begann – und nicht mehr geheimzuhalten war – ging die Meldung heraus: „Wenn Deutschland im Westen einen Angriff vollziehen muß, dann wird der Durchbruch durch die Maginot-Linie am Oberrhein erfolgen . . ." Diese Nachricht wurde international verbreitet. Es gab auch Wort- und Bildberichte über „neue Waffen". Sie wurden so geschickt gestreut, daß sie nach Agententätigkeit rochen. Der Wahrheitscharakter wurde somit unterstützt. Immer wieder wurde über Unfälle von Panzern und Geschützen längsseits des Oberrheins berichtet. Keine Meldung stimmte. Jeden Sonntag hieß es im „Wunschkonzert" des „Großdeutschen Rundfunks": „Die Kameraden vom Infanterieregiment soundso, am Westwall stationiert, wünschen sich . . ." Dabei lagen diese Verbände ganz woanders. So wurde Truppenkonzentration an der Oberrhein-Front vorgetäuscht. Die Franzosen fielen darauf herein. Der Plan ging auf. Mit Hilfe der PK.

Für französische Soldaten in den Bunkern der Maginot-Linie war dies Puzzle-Flugblatt bestimmt. Die deutsche Propaganda nahm an, die Neugier würde größer, wenn man die Stücke erst zusammensuchen mußte. Waren alle Teile zusammengesetzt, ergab sich eines der raffiniertesten Hetzbilder des „Papierkrieges": Der züchtigen englischen Jungfrau „Times" grinst aus dem Spiegel die verlotterte Hure „Semit" entgegen

Und so kam es zum Überraschungsangriff am 10. Mai 1940. Die Franzosen erwarteten die Deutschen vor allem am Oberrhein. Der Generalstab zog deshalb keinen einzigen französischen Soldaten aus der Maginot-Linie ab. Doch hier blieb es ruhig. Der deutsche totale Angriff setzte im Norden ein und dort hätte nun jeder Poilu gebraucht werden können.

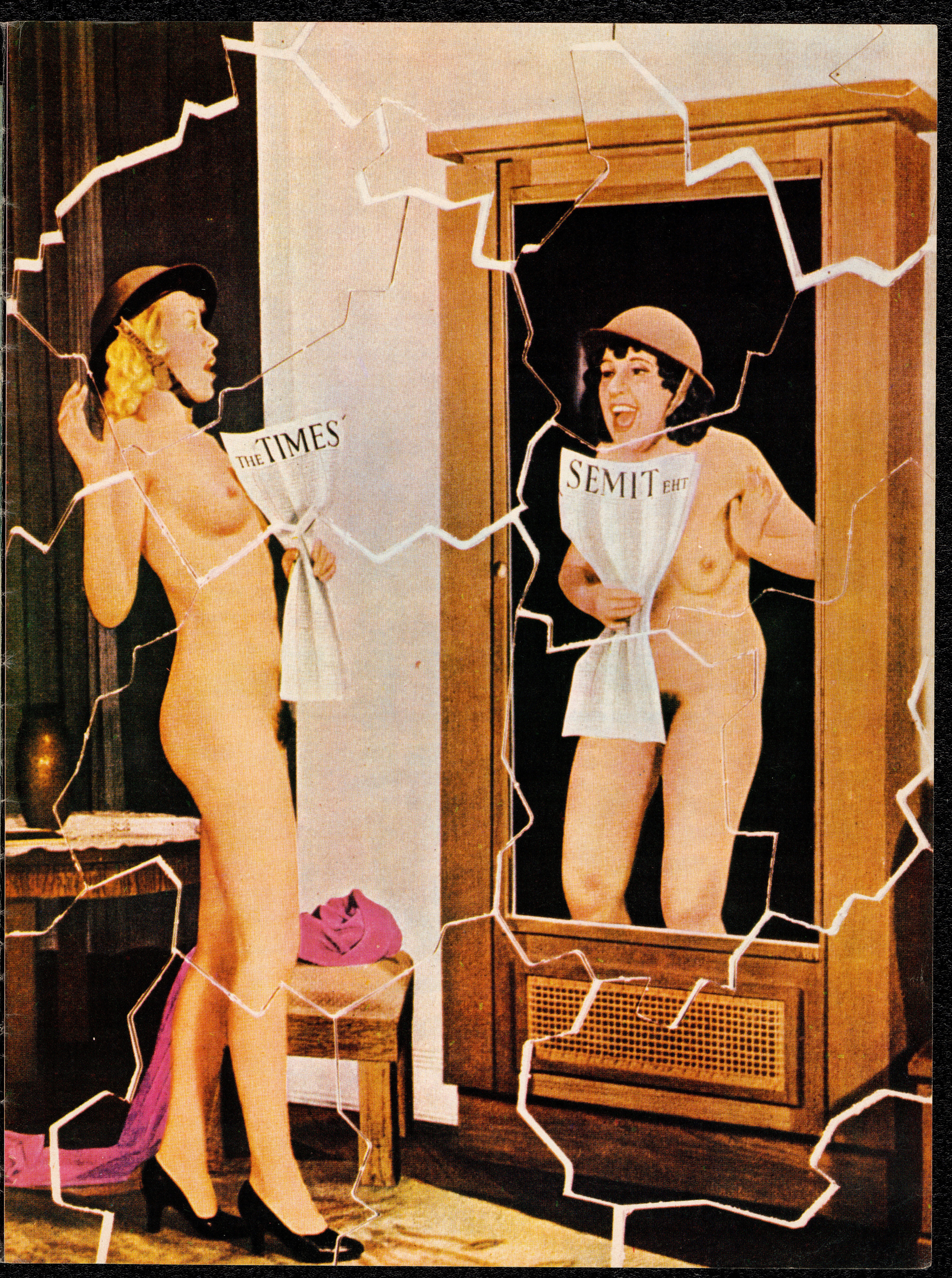
Die Franzosen lassen sich täuschen

Das Mittel der „Feindverwirrung" wurde immer perfektionierter. SS-General Walter Schellenberg schreibt in seinen „Memoiren":

„Um den 15. Mai 1940 erhielt ich den Auftrag, mit einem Fachmann des Propagandaministeriums eine möglichst umfassende, Verwirrung stiftende Propaganda gegen Frankreich zu starten. Den schnellsten und besten Erfolg versprach der Weg über den Rundfunk. Von Saarbrücken aus wurden drei Sender auf höchste Frequenz gebracht, die, als französische Sender getarnt, fortlaufend ‚Nachrichten' ausstrahlten. Von uns aus prophezeiten wir (wegen der Flüchtlinge – Anm. der Redaktion), daß nur der Süden und Südosten Frankreichs von Unheil verschont bleiben werde. Panikartig schob sich daraufhin die Masse des Flüchtlingsstroms in die von uns angegebene Marschrichtung. Die deutschen Truppen erhielten dadurch die gewünschte Bewegungsfreiheit, während die Marschwege der französischen Armeen erheblich blockiert wurden."

Goebbels Taktik, den Propaganda-Krieg rücksichtslos einzusetzen, führte zum Erfolg. Zwar lernten die Gegner bald, dieses Instrument ebenso virtuos zu handhaben. Doch zu Beginn des Krieges hatte der „kleine Doktor" einen großen Vorsprung. Er kannte alle Tricks: Die nächsten Meldungen, die die PK-Leute brachten, waren Siegesmeldungen.

□


THE TIMES
SEMIT EHT

LEXIKON DES 2. WELTKRIEGES

Ersatzreserveersatz, Landserausdruck für Volkssturm, das letzte Aufgebot.

Esak, Abkürzung für Evangelische Sünden-Abwehr-Kanone, Landserausdruck für evangel. Militärgeistlichen.

Essen, größte Stadt des Ruhrgebietes, 1940 rund 665 000 Einwohner. Schwerste Bombenangriffe: am 27./28. 5. 43 mit 1442 t Bomben, am 25./26. 7. 43 mit 1948 t Bomben, am 23./24. 10. 44 mit 4522 t, am 28./29. 11. 44 mit 1147 t und am 12./13. 12. 44 mit 2354 t Bomben. Am 10. 4. 45 wurde die Stadt von der 9. US-Armee eingenommen. Es wurden 100 000 Wohnungen (50,5 %) zerstört.

Eupen – Malmedy, Landkreise südlich Aachen. 1919 unter Druck durch belgische Besatzungstruppen von Deutschland abgetrennt. Belgische und deutsche Rückgabepläne scheiterten 1924–26 am Einspruch Frankreichs. Nach Eroberung im Westfeldzug durch Erlaß vom 18. Mai 1940 (RGBl I, S. 777) wieder Teil des Deutschen Reiches. Am 11. September 1944 durch amerikanische Truppen erobert und an Belgien gegeben.

Euthanasie, (griech. ,,schöner Tod"), ,,Gnadentod" für unheilbar Kranke; rechtl. umstritten; im 3. Reich eingeführt zur Vernichtung sog. lebensunwerten Lebens (geisteskranke Kinder und Erwachsene). Vor allem zu Beginn des Krieges wurden die E.-Aktionen, eingeleitet durch das ,,Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" vom 1. 7. 33, das ,,Erbgesundheitsgesetz" vom 18. 10. 35 und einen Geheimerlaß vom 1. 9. 39, forciert, weil man ,,unnütze Esser" ausmerzen wollte. Die ,,NS-Sterbehilfe" ließ bis August 1941 etwa 80 000 Geisteskranke töten. Proteste der Kirchen (z. B. Bischof v. Galen und F. v. Bodelschwingh) bewogen Hitler, die E. abzubrechen und bis nach dem ,,Endsieg" zu verschieben.

†= *siehe unter dem entspr. Stichwort*

> ,,Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann."

Ein Brief Hitlers leitete die Euthanasie-Maßnahmen ein

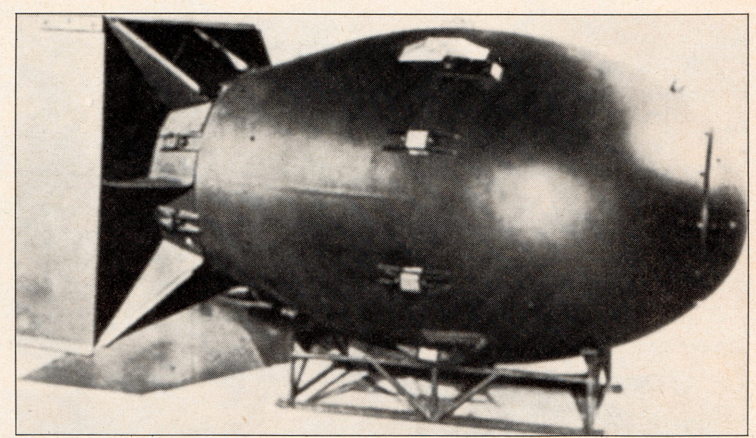
F

Falaise, Stadt in der Normandie. Nach der Invasion der Alliierten in Westfrankreich (6. 6. 1944) am 17. 8. 44 nach harten Kämpfen durch die 1. Kanadische Armee erobert. Nach Zusammentreffen mit der 1. US-Armee große Kesselschlacht im Raum F.: 7. deutsche Armee und Teile der 5. Panzerarmee eingeschlossen und aufgerieben. Von 125000 eingeschlossenen deutschen Soldaten konnten sich nur 45000 unter hohen Verlusten und starken Materialeinbußen retten.

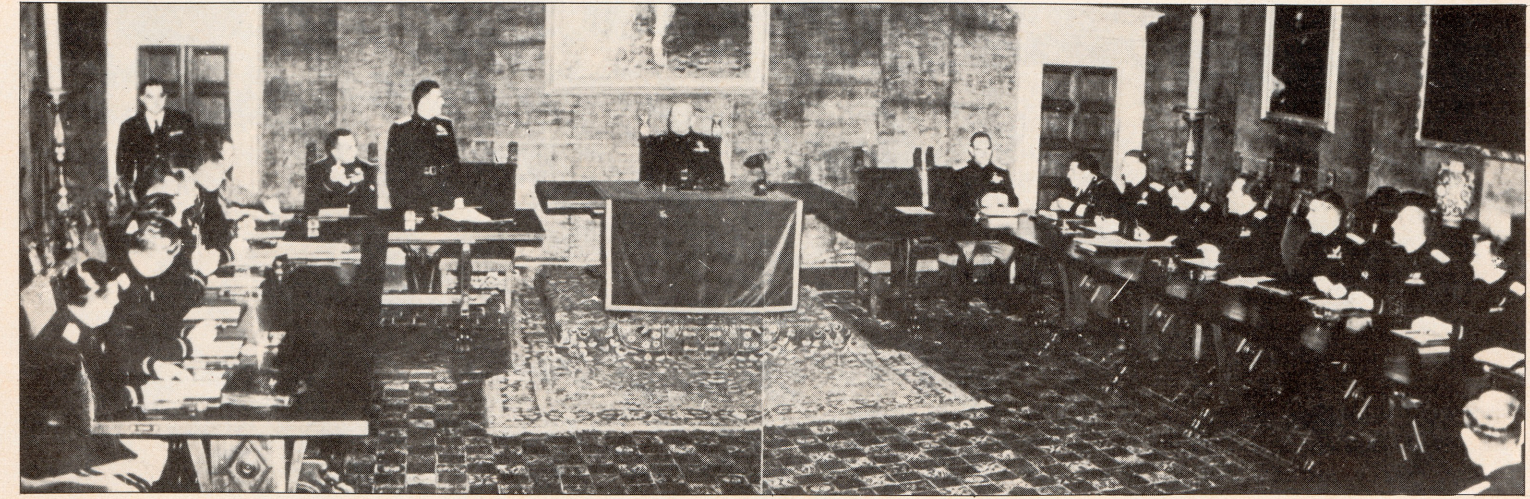
Falke, T-4; Torpedo der deutschen Kriegsmarine mit Akustik-Zielsuchkopf. Wurde gegen Schiffe mit über 8 Knoten Geschwindigkeit eingesetzt.

Falkenhausen, Alexander von, deutscher General, *29. 10. 1878 in Blumenthal, Krs. Neiße (Schlesien), †31. 7. 1966 in Nassau a. d. Lahn. Teilnahme I. Weltkrieg, dann Reichswehr, die F. am 31. 1. 1930 als Gen.leutnant verließ. 1934-39 Militärinstrukteur bei Tschiangkaischek. 1. 9. 40 Gen. d. Inf., 20. 5. 40 - 14. 7. 44 Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich. 20. 7. 44 verhaftet und im KZ Dachau gefangengehalten, dann englische Gefangenschaft, Anfang 1948 an Belgien ausgeliefert. 25. 9. 50 - 9. 3. 51 Prozeß vor dem Militärgericht in Lüttich, zu 12 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, trotz vieler Proteste der belgischen Bevölkerung zu seinen Gunsten. Kurz darauf Freilassung durch Gnadenerlaß.

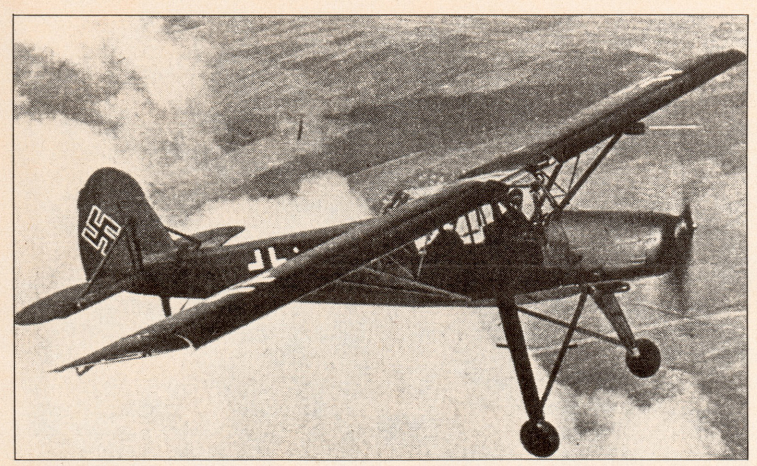
Falkenhorst (bis 1911 v. Jastrzembski), Nikolaus von, deutscher General, *17. 6. 1885 in Breslau, †18. 6. 1968 in Holzminden. Teilnahme I. Weltkrieg, Reichswehr, 1. 8. 1937 Gen.leutnant, 1. 10. 39 Gen. d. Inf., 19. 7. 40 Gen.oberst. Als Komm. General des XXI. Armeekorps Teilnahme am Polenfeldzug. Ab 21. 2. 40 Vorbereitung des Unternehmens Weserübung, das am



Geballter Tod: Amerikas zweite Atombombe „Fat Man"



Der Faschistische Großrat stürzte den Duce. Nach seiner Befreiung ließ Mussolini die „Meuterer" nach einem Schauprozeß hinrichten



Hochbeinig, wendig und vielseitig: der Fieseler Storch

9. 4. 40 unter seiner Leitung begann. 19. 12. 40 Oberbefehlshaber Armeeoberkommando Norwegen, 31. 12. 41 Oberbefehlshaber Armeeoberkommando Nordfinnland, 1. 1. 42 - 18. 12. 44 Wehrmacht-Befehlshaber Norwegen, Ablösung wegen Widerstandes gegen die Politik des Reichskommissars. 2. 8. 46 von einem britischen Militärgericht zum Tode verurteilt, dann zu 20 Jahren Gefängnis begnadigt. Am 13. 7. 53 aus gesundheitlichen Gründen aus dem Kriegsverbrechergefängnis Werl entlassen.

Fallschirmjäger, Kampftruppe, die durch Fallschirmabsprung aus Transportflugzeugen hinter den Linien des Gegners abgesetzt wird, um wichtige Feindpositionen in Besitz zu nehmen und bis zum Entsatz durch eigene Heeresverbände zu halten. Fallschirmtruppe bereits seit 1928 in der UdSSR, hier 1930 schon in Manövern vorgeführt. Am 29. 1. 1936 in Deutschland erster Befehl zur Ausbildung von Fallschirmspringern von Soldaten des Regiments ,,General Göring". Zunächst Heeres-Bataillon und Luftwaffen-Bataillone. 1. 7. 1938 Gen.major Kurt Student Kommandeur der Fallschirmtruppe = 7. Flieger- (Fallschirm) Division. Bei Kriegsausbruch Aufstellung der Division noch nicht abgeschlossen. Teile in Polen infanteristisch eingesetzt, Luftlandeeinsatz in Norwegen, dann ganze Division zur Eroberung Hollands im Mai 1940. Großeinsatz bei verlustreicher Eroberung der Insel Kreta im Mai 1941. Danach hauptsächlich Verwendung als Infanterie. Im Westen seit September 1944 1. Fallschirmarmee eingesetzt.



Die deutsche 8,8-cm-Flak bewährte sich auch im Erdeinsatz an allen Fronten des 2. Weltkrieges

Ein alliiertes Flugblatt kündigt die „Fliegenden Festungen" an

Faschistischer Großrat, oberstes Organ der faschistischen Partei Italiens. Stellte sich am 24. 7. 1943, als er erstmalig seit 1939 wieder zusammengerufen worden war, mit 19 von 27 Stimmen gegen Mussolini und beschloß König Viktor Emanuel III. zu bitten, den Oberbefehl über die Streitkräfte zu übernehmen. Der König nahm am 25. 7. das Votum des Großrates zum Vorwand, Mussolini aus seinen Ämtern zu entlassen und festzunehmen.

„Fat Man", Name der amerikanischen Plutoniumbombe, die von Major Sweeney am 9. 8. 45 über Nagasaki gezündet wurde und etwa 40000 Menschen tötete und mindestens ebensoviele verletzte.

Feger, Landserausdruck für letztes Bewacherschiff eines Geleitzuges; auch Bezeichnung für mannstolle Frau.

Feldhaubitze 18, deutsches leichtes Feldgeschütz, Kaliber: 10,5 cm, Gewicht: 1985 kg, Rohrlänge: 2,94 m, 6-8 Schuß pro Minute, Schußweite: 10675 m. Entwicklung der Firma Rheinmetall 1928/29; 1935 bei der Truppe eingeführt. Das Geschütz war die Standardhaubitze der Divisionsartillerie. Eine Batterie bestand aus vier Geschützen.

Feldmäuse, Landserausdruck für Wehrmachtsstreife.

„Felix", geplante Eroberung Gibraltars durch deutsche Truppen. Erster Operationsentwurf 20. 8. 1940. Nachdem Staatschef Franco einen Eintritt Spaniens in den 2. Weltkrieg abgelehnt hatte, beschloß Hitler am 7. 12. 40, auf das Unternehmen ,,Felix" zu verzichten.

„Ferdinand", deutscher schwerer Jagdpanzer mit 8,8 cm Pak auf Tiger-Fahrgestell, später ,,Elefant" genannt. 68 t Gewicht. Seit 1943 im Einsatz. Gesamtproduktion: 120 Stück.

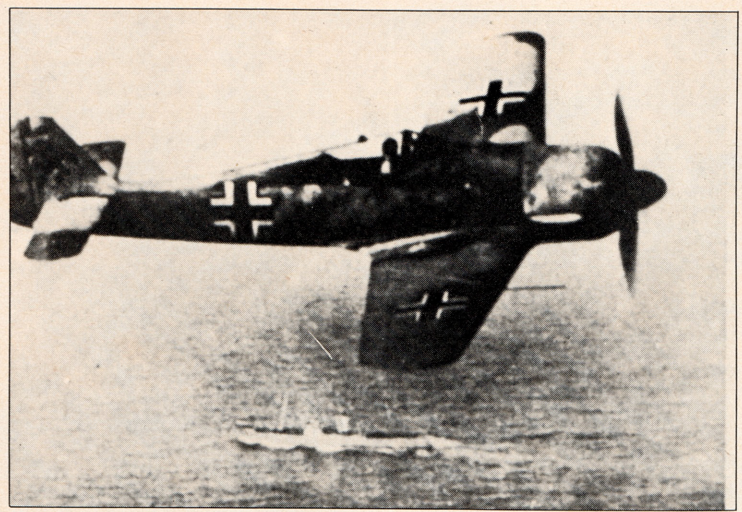
Fernsprecher, Landserausdruck für Vorgesetzten, der vorzugsweise im brüllenden Befehlston spricht.

Festausschuß, Landserausdruck für das OKW.

„Festung Europa", propagandistische Bezeichnung für die von Deutschland im 2. Weltkrieg in Europa besetzten Gebiete. Nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion wurde der Kampf gegen den Bolschewismus als ,,europäische Aufgabe" bezeichnet und nach der Wende des Krieges die ,,Festung Europa" proklamiert. Angesichts der immer stärker werdenden alliierten Luftangriffe sprach man dann bald davon, daß die ,,Festung Europa" kein Dach habe.

Fieseler Fi 156 „Storch", erstes Kurzstartflugzeug der Welt aus der Gerhard Fieseler Flugzeugbau GmbH in Kassel. Flog im 2. Weltkrieg an allen Fronten und wurde wegen seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten als Kuriermarschine, Sanitätsflugzeug oder Nahaufklärer auch ,,fliegender Kübelwagen" genannt. Der erste Prototyp flog Anfang 1927. Ein Argus AS 10 Reihenmotor 240 PS, 1320 kg Startgewicht, Reisegeschwindigkeit 150 km/h, Mindestgeschwindigkeit mit ausgefahrenen Landeklappen je nach Gegenwind zwischen 50 km/h bis 38 km/h. Wurde nach Kriegsende in der Tschechoslowakei und Frankreich weitergebaut.

Finnland, seit 1918 wieder selbständiger skandinavischer Staat. 30: 11. 1939 sowjetischer Überfall (Winterkrieg) auf Finnland mit 5 Armeen. Nach tapferem Widerstand mußte das kleine Land (Verluste 24 923 Tote, 43 577 Verwundete = 20 % der gesamten Streitkräfte) am 12. 3. 1940 Frieden schließen. Mußte Karelische Landenge und Teile der Fischerhalbinsel abtreten und Hangö an UdSSR ,,verpachten". Trat am 26. 6. 1941 unter Feldmarschall von Mannerheim als „Waffengefährte" (nicht Bundesgenosse) Hitlers in den Krieg gegen die UdSSR ein (Fortsetzungskrieg). Finnland konnte



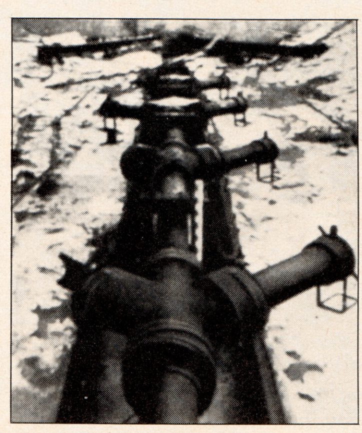
Jagdeinsitzer Focke Wulf FW 190 A-5 über dem Ärmelkanal

sich trotz deutscher Waffenhilfe und nach ständiger Verschlechterung der Lage an der deutschen Ostfront nicht mehr behaupten und mußte am 25. 8. 1944 erneut um Waffenstillstand bitten. Am 2. 9. 44 Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland, Forderung des Rückzugs aller deutschen Truppen aus Finnland. Zwei Tage später stellte die finnische Armee das Feuer gegen die Sowjets ein. 19. 9. 44 Waffenstillstand in Moskau unterzeichnet. In Nordfinnland Kämpfe zwischen der zurückgehenden 20. deutschen Armee und finnischen von Sowjettruppen unterstützen Verbänden. 15. 10. 44 besetzten sowjet. Truppen Petsamo. Bis Januar 1945 zogen sich die letzten deutschen Truppen nach Nordnorwegen zurück. Feldmarschall v. Mannerheim wurde am 4. 8. 1944 Staatspräsident.

Flak 18, deutsche Flugabwehr-Kanone, Kaliber: 8,8 cm; Gewicht: 5000 kg, 15-20 Schuß pro Minute; Schußweite: 14680 m, Schußhöhe 10 600 m. Entwicklung seit 1928 bei Krupp, Einführung 1933. Vier Geschütze in einer Batterie. Weitere Verbesserungen führten 1937 zur Einführung der 8,8 cm Flak 36 und 8,8 cm Flak 37. Insgesamt waren im August 1944 10930 8,8 cm Fla-Geschütze im Einsatz. Im Oktober 1944 betrug der Munitionsverbrauch für diese Flak 3175400 Schuß. Die 8,8 gilt als eins der erfolgreichsten Geschütze des Krieges (Bild S. 571).

„Fleißiges Lieschen", Spezialwaffe für Fernbeschuß, die neben den V-Waffen gebaut und auch unter den Namen Tausendfüßler und Hochdruckpumpe bekannt wurde. Sie bestand aus einem bis zu 150 m langen Rohrsystem, bestehend aus Rohrteilen von 4-5 m Länge; an den Seiten der Rohrteile befanden sich Kammern, die Treibladungen enthielten. Verschoß 15 cm-Granaten, die Reichweite bei 150 m Rohr betrug 150 km. Zwei Anlagen kamen mit verkürzten Rohren im Januar 1945 bei der Beschießung Antwerpens und im Februar 1945 gegen Luxemburg zum Einsatz.

„Fliegender Bleistift", Bezeichnung für den Bomber- und Fernaufklärer Dornier Do 17. Entstand aus einem Entwicklungsauftrag der Deutschen Lufthansa für ein zweimotoriges schnelles Passagierflugzeug vom Jahre 1933. Ab 1935 Umkonstruktion zum Schnellbomber für die neue Luftwaffe. Erster militärischer Einsatz bei der Legion Condor im spanischen Bürgerkrieg. 371 Do 17 verschiedener Versionen bildeten bei Kriegsausbruch 1939 zusammen mit der Heinkel He 111 den Kern der deutschen Bomberflotte. Die Produktion der letzten Schnellbomberreihe Do 17 Z lief 1940 aus. 2 x 900 PS Motoren; Höchstgeschwindigkeit 426 km/h in 4700 m Höhe; Besatzung 4 Mann; Bewaffnung vier bis acht 7,9 mm MG, Bombenzuladung rund 1000 kg.

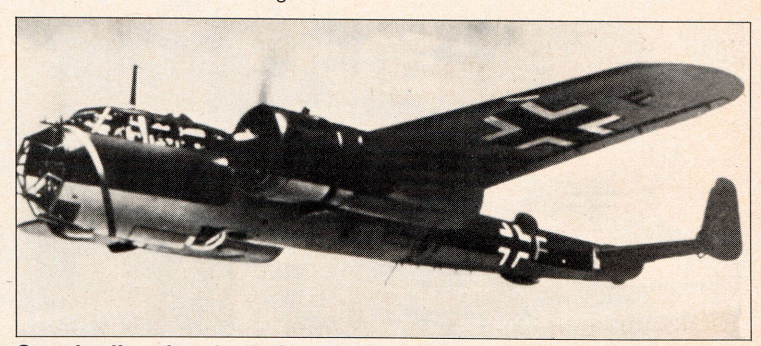


Die alliierte Luftaufklärung rätselte lange vergeblich über das „Fleißige Lieschen"

„Flying Fortress", amerikanischer Langstrecken-Tagbomber vom Typ Boeing B-17. Von England, später auch von Nordafrika und Italien aus operierend, bildeten die „fliegenden Festungen" das Rückgrat der strategischen US-Bomberoffensive gegen Deutschland. Erster Tagesangriff gegen das Reichsgebiet am 27. 1. 1943. Mit Schwerpunkt in Europa waren 1944 4574 Maschinen dieses Typs bei 33 Gruppen im Einsatz. Die Entwicklung dieses schweren Bombers, der zum erfolgreichsten amerikanischen Kampfflugzeug des 2. Weltkrieges wurde, begann bereits 1934 bei den Boeing-Werken in Seattle. Die am meisten gebaute Version B-17 G ging im Juli 1943 in Serie: 4x1200 PS Wright Cyclone Sternmotoren; Höchstgeschwindigkeit 438 km/h in 9150 m Höhe, 11 Mann Besatzung, 13x12,7 mm MG als bewegliche Abwehrbewaffnung, Bombenzuladung 4880 kg, normale Reichweite 2980 km (Bild S. 571).

Flossenbürg, nationalsozialistisches Konzentrationslager im Oberpfälzer Wald nördl. von Weiden. Anfang Mai 1938 zunächst als reines Kriminellenlager für „Vorbeugehäftlinge" gegründet. Seit 1939 zunehmend auch polit. Gefangene. Bis 1945 rund 97000 Häftlinge, davon 16000 Frauen, in F. und den etwa 80 Außenstellen des Lagers. Beurkundete Todesfälle: 22752. Am 20. 4. 45 evakuiert, so daß die Amerikaner bei der Befreiung am 23. 4. 45 nur etwa 1500 Häftlinge vorfanden. In F. wurden u. a. † Canaris, † Oster, † Bonhoeffer hingerichtet.

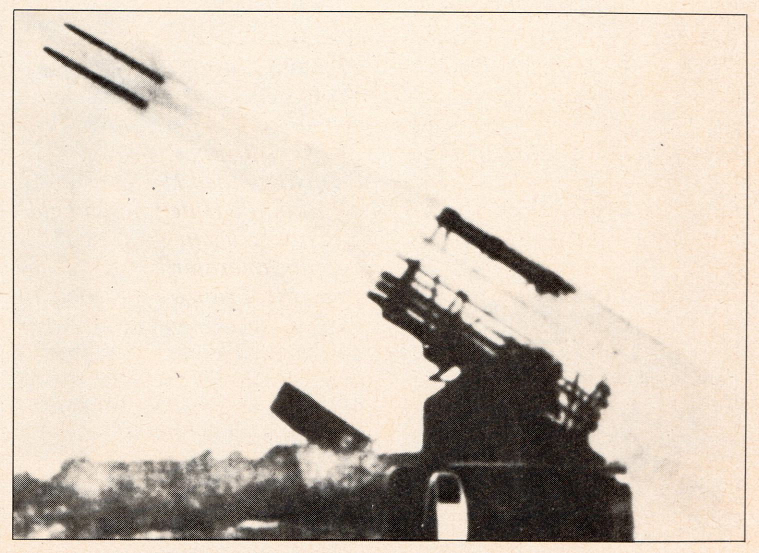
Focke Wulf Flugzeugbau AG, am 1. Januar 1924 durch Henrich Focke und Georg Wulf gegründetes Flugzeugwerk in Bremen. Entwickelte ab 1938 den zweiten Standardjäger der Luftwaffe im 2. Weltkrieg, die *Focke Wulf FW 190*. Das erste Serienmuster kam im Sommer 1941 an der Kanalküste zur Fronterprobung und zeigte sich der Spitfire V, dem damals besten britischen Jagdeinsitzer, beim Luftkampf klar überlegen. Später Einsatz in verschiedenen Versionen auch als Jagdbomber, Schlachtflugzeug, Nachtjäger sowie als gepanzerter Sturmjäger, speziell zur Bekämpfung viermotoriger US-Bomberverbände. Bekannteste Version war die FW 190 A-4: ein 1700 PS-Motor, Höchstgeschwindigkeit 634 km/h in 5500 m Höhe, Steiggeschwindigkeit 720 m/min; 4 x 20 mm Maschinenkanonen und 2 x 7,9 mm MG.



Standardbomber der Luftwaffe: Do 17 Z, der „Fliegende Bleistift"

Fohlen, Landserausdruck für Rekrut, junger Soldat, Neuling.

Föhn, deutsche Fla-Rakete, genaue Typenbezeichnung Hs 217, die gegen Tiefflieger eingesetzt werden sollte. Kaliber: 7,3 cm, Gewicht: 4 kg, Gipfelhöhe: 1200 m. F. sollte von Raketenwerfern mit 6 Rohren von je 8 Schuß abgeschossen werden. Die Entwicklung war im Sommer 1944 abgeschlossen, die Rakete kam aber nicht mehr zum vollen Einsatz.



Wie so viele neue Waffen kam sie zu spät: Fla-Rakete Föhn



14. Juni 1940
Paris ist gefallen. Die Hakenkreuzfahne weht vom Eiffelturm über die Seine. Heute morgen marschierten deutsche Truppen in der Stadt ein. Ein Wunschtraum von Millionen von Deutschen ist damit in Erfüllung gegangen. Die bitteren Erinnerungen von 1918, die so lange – zweiundzwanzig Jahre lang – auf der deutschen Seele gelastet haben, sind damit ausgewischt.
Armes Paris. Ich weine um die Stadt, die jahrelang meine Heimat war; die ich so geliebt habe, wie man eine Frau liebt. Morgen muß ich wahrscheinlich nach Paris fahren. Ich will aber nicht dahin. Ich will nicht die deutschen Soldatenstiefel durch meine geliebten Straßen trampeln sehen.

Berlin, 15. Juni 1940
Heute fahre ich also nach Paris!

Paris, 17. Juni 1940
Das hier ist kein Spaß. Ich bekam Magenschmerzen, als wir nach Paris reinfuhren. Meine deutschen Begleiter dagegen bekamen immer bessere Laune, je mehr sie von der Stadt sahen. Ich wünschte mir, ich wäre nicht gekommen.
Der erste Schock: Die Straßen sind restlos verlassen, die Läden geschlossen, Türen und Fenster verriegelt. Deutsche Armeefahrzeuge und Motorräder donnern durch die Straßen, aber auf den Bürgersteigen ist keine Menschenseele. Die hübschen Straßencafés geschlossen, die Tische weggeräumt, die Menschen alle geflüchtet:die Wirte, die Kellner, die Gäste.
Bin im Hotel Scribe untergebracht. Dort traf ich alte Freunde wieder: Demaree Bess und Walter Kerr. Sie berichten, daß ganz Paris in eine unbeschreibliche Panik geraten sei. Alles hat den Kopf verloren. Und die Regierung hat nichts dagegen unternommen. Die Menschen sind einfach davongelaufen. Mindestens drei von fünf Millionen Bewohnern sind aus der Stadt gerannt; ohne Gepäck, buchstäblich auf den eigenen Füßen nach Süden gerannt. Die Pariser befürchteten, daß alle Frauen vergewaltigt würden und den Männern noch Schlimmeres geschähe. Sie hatten schauerliche Geschichten davon gehört, wie die Deutschen Städte besetzen. Und die, die zurückgeblieben sind, waren erstaunt über das sehr korrekte Verhalten der Truppen – bis jetzt jedenfalls. Die Pariser Bevölkerung ist bitter enttäuscht von ihrer Regierung, die restlos zusammengebrochen ist. Man hatte sogar vergessen, den Bewohnern mitzuteilen, daß die Stadt nicht verteidigt würde. Mir scheint, daß wir hier in Paris den totalen Zusammenbruch der französischen Gesellschaft erleben – einen Zusammenbruch der Armee, der Regierung und der Moral des Volkes. Es ist einfach unglaublich!

18. Juni 1940
Marschall Pétain hat um Waffenstillstand nachgesucht. Die Franzosen können das gar nicht glauben. Daß die französische Armee aufgeben muß, ist klar. Aber so restlos? So bedingungslos?

19. Juni 1940
Der Waffenstillstand wird unterschrieben. Im selben Schlafwagenabteil wie der Waffenstillstandsvertrag vom 11. November 1918!
Wie konnte Hitler diesen Feldzug nur so leicht gewinnen? Es ist mir unerklärlich. Zugegeben, die Franzosen haben in den Städten gekämpft und nicht im offenen Land, wie in früheren Kriegen. Aber wo ist die organisierte, wohl durchdachte Verteidigung des letzten Krieges geblieben?
Noch etwas: Ich glaube nicht, daß es große Verluste auf beiden Seiten gegeben hat. Man sieht so wenig Gräber.

20. Juni 1940
Aus dem Gebiet zwischen Orléans und Blois hört man furchtbare Nachrichten. Hunderttausende von Flüchtlingen auf den Straßen – ohne Essen, ohne Wasser, ohne Schutz. Das sind aber nur einige wenige von den Millionen, die Paris verlassen haben. Die Straßen verstopft von Flüchtlingen; die Bomber jagen darüber hin: Tote, Sterbende, Hungernde, Durstende, Verwundete ohne ärztliche Hilfe.

Berlin, 27. Juni 1940
Es ist zu früh, um das alles zu begreifen. Ich habe nicht alles gesehen, ich weiß auch nicht alles. Aber eines scheint mir klar, nach dem, was ich in Frankreich und Belgien gesehen habe, was ich in Gesprächen mit Deutschen und Franzosen gehört habe, was mir französische, belgische und britische Kriegsgefangene erzählt haben: Frankreich hat nicht gekämpft!
Zwei Überlegungen:
Die eine betrifft den Vergleich der alliierten und der deutschen kommandierenden Offiziere. Noch vor wenigen Wochen hat sich Sir Edmund Ironside, Chef des britischen Generalstabs, damit gebrüstet, daß England und Frankreich eine Menge Generäle habe, die im Weltkrieg als Divisionskommandeure gedient hatten. Und daß die Erfahrungen aus dem letzten Krieg entscheidend seien. Die Deutschen dagegen hätten nur jüngere Leute, die im letzten Krieg nicht mehr als eine Kompanie unter sich hatten. Das war eitle Angeberei und der General bedauert sie jetzt sicherlich. Zugegeben, die deutschen Offiziere sind beinahe noch Jünglinge gegen die französischen Generäle, die wir getroffen haben. Die letzteren erscheinen einem als zivilisierte, intellektuelle, schwächliche und kränkelnde alte Männer, die vor zwanzig Jahren aufgehört haben zu denken und die sich seit zehn Jahren körperlich nicht mehr betätigt haben. Die deutschen Generäle sind dazu ein krasser Gegensatz. Sie sind jung, viele unter vierzig, einige wenige um fünfzig. Sie sind voller Mut, Kraft, Einfallsreichtum, Initiative und physischer Tapferkeit. Die deutschen Offiziere saßen nicht in tiefen Gräben, zehn Meilen hinter der Frontlinie in Sicherheit und kommandierten über Funk. Sie saßen auf den ersten Panzern und befahlen von da, wo sie den Verlauf der Schlacht selbst sehen konnten. Und sie zögerten nicht, sich Neues einfallen zu lassen, unorthodox zu handeln, Risiken einzugehen.
Die zweite Überlegung betrifft die unbeschreiblich gute Moral der deutschen Armee. Der neue Geist der Armee bestand in einer Kameraderie zwischen Offizieren und Mannschaft. Der alte preußische Parademarsch, das Hackenschlagen, das „Jawohl, Herr Offizier“ aus Kaisers Zeiten sind geblieben, aber der tiefe Abgrund zwischen dem Offizier und seinem Soldaten ist verschwunden. Man fühlt sich gleich, zusammengehörig. Der deutsche Offizier repräsentiert nicht mehr – oder ist sich dessen zumindest nicht mehr bewußt – eine Klasse oder einen Stand. Und der einfache Soldat spürt das. Sie fühlen sich alle wie die Angehörigen einer großen Familie. In Cafés, Restaurants, Speisewagen sitzen Offiziere und Mannschaft an einem Tisch. Man unterhält sich von Mann zu Mann. Das war im letzten Krieg undenkbar und ist es sicherlich in allen westlichen Armeen, einschließlich unserer eigenen, bis heute. □

Übersetzt von Renate Klicker-v. Kiesling mit Genehmigung des Verlages Paul R. Reynolds, New York.

IM NÄCHSTEN HEFT:

Alles wartet auf den Frieden

Gegen Frankreich war der „Größte Sieg aller Zeiten" errungen; in England zu landen, hatte sich als unmöglich erwiesen. Das Werben um Vichy-Frankreich und Franco-Spanien scheiterte: Deutschland fand keine weiteren Bundesgenossen. Zwar versuchte jetzt Mussolini, beflügelt von den Erfolgen Hitlers, seinen Traum zu verwirklichen, aus dem Mittelmeer ein italienisches Meer zu machen, aber sonst schienen die Karten verteilt zu sein, um Frieden zu machen.



Früher hatten die offenen Berliner Kremser dazu gedient, am „Vatertag" unternehmungslustigen Herren mit Strohhut – der berühmten Kreissäge – und einem Faß Weißbier – mit Schuß, versteht sich – in die reizvolle Umgebung Berlins zu bringen. Jetzt veranstaltete die NS-Organisation Kraft durch Freude Berliner Stadtrundfahrten für die sieggewohnten Landser. Es schien, als sei in wenigen Wochen Frieden



Felix marschiert nicht nach Gibraltar

Im Herbst 1940 wurde das Deutsche Reich außenpolitisch aktiv. Die Garben, die das Militär geschnitten hatte, sollten nun von den Politikern in die Scheunen eingebracht werden. In Hendaye konferierte der Führer mit General Franco; in Montoire sprachen Hitler und sein Außenminister von Ribbentrop mit Frankreichs Staatschef Marschall Pétain und dessen Ministerpräsidenten Laval. Aber die große anti-englische Bündnisfront kam nicht zustande. Der spanische Diktator weigerte sich, in den Krieg einzutreten: auf das Unternehmen „Felix" gegen Gibraltar wurde verzichtet. Und die Regierung in Vichy wollte lieber abwarten. Wie lange noch?



Babys krähen für die Front

Wenn sich jeden Sonntagnachmittag Heinz Goedecke über alle deutschen Sender mit dem „Wunschkonzert", der Ätherbrücke zwischen Heimat und Front, meldete, dann wurden viele Augen naß – bei den Daheimgebliebenen in Berlin, Breslau und Bonn nicht weniger als bei den Soldaten draußen. 23 Millionen Kinogänger sahen den Kassenschlager „Wunschkonzert" des Regisseurs Eduard von Borsody.Das Geheimnis seiner Erfolgsmixtur war einfach: Er mischte den Glanz der Olympiade von 1936 mit der Sentimentalität der beliebten Sendung und einem Schuß Heroismus des Krieges.



Der Stier von Scapa Flow

Sechs Wochen nach Kriegsbeginn hat Deutschland seinen ersten Seehelden. Kapitänleutnant Günther Prien dringt mit seinem U 47 in den britischen Kriegshafen Scapa Flow ein und versenkt das Schlachtschiff Royal Oak. Churchill spricht in grimmiger Anerkennung von der „beachtenswerten Waffentat" Preiens; weder er noch die begeisterten Deutschen wissen, wie sehr das Unternehmen durch die fehlerhaften deutschen Torpedos gefährdet war. Im März 1941 wird U 47 nach einer Geleitzugschlacht als vermißt gemeldet.



INHALTS-VERZEICHNIS

BAND 2 (HEFT 14-26)